

Von der Weichsel bis zum Dnjestr

Neue Kriegsberichte

von

Fritz Wertheimer

Von der Weichsel bis zum Dnjestr

Von der Weichsel bis zum Dnjestr

Neue Kriegsberichte

von

Fritz Wertheimer

Mit 24 photographischen Aufnahmen und einer Kartenskizze

Dritte Auflage



Deutsche Verlags-Anstalt
Stuttgart und Berlin 1915

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt
in Stuttgart
Papier von der Papierfabrik Salach
in Salach, Württemberg

Inhaltsverzeichnis

*) Vergleiche zu den folgenden Kapiteln die beigegebene Kartenskizze, die zwischen Seite 72 und 73 eingefügt ist.

Vorwort

Als es an der Weichsel, der Bzura und der Rawka zum festen Stellungskampf gekommen war, ging ich als Kriegsberichterstatter der „Frankfurter Zeitung“ zur Deutschen Südarmee. Ich durfte diese herrlichen Truppen des Generals von Linsingen auf ihrem Siegeszuge durch die Karpathen in die galizische Ebene bis weit hinter den Dnjestr begleiten, und ich kann hier nur wiederholen, was ich im Vorwort zu dem ersten Bande meiner Kriegsberichte: „Im polnischen Winterfeldzug“ gesagt habe: Unsere Truppen zu besuchen bot immer und immer wieder innere Anregung und freudige Befriedigung. Der Geist des deutschen Idealismus, der, mit freundlichem und gütigem Humor gepaart, dem deutschen Soldaten innewohnt, half uns über alle Schwierigkeiten von Land und Leuten, Wind und Wetter, Feind und Krankheiten hinweg. Auch diese Berichte sind im allgemeinen unverändert geblieben, um die Ursprünglichkeit und Unmittelbarkeit der Eindrücke nicht zu stören. Ihr Zweck war und ist, den in der Heimat Zurückgebliebenen von den Leistungen und den Stimmungen der Truppen zu erzählen, einen inneren Zusammenhang zu schaffen zwischen den Soldaten an der Front und den Kämpfern in der Heimat.

Südpolen, vor der Bahnlinie Cholm—Lublin,
Ende Juli 1915.

Dr. Fritz Wertheimer

Die dem Buche beigegebenen Photographien sind mit meinem Zeiß'schen Universal-Palmos mit Tessarlinse aufgenommen, der mir im ganzen Feldzug wie auch auf früheren Reisen in China nnd Japan ein treuer Begleiter war.

I. Stellungskampf in Polen

1. In den Jagdgründen des Zaren

Skierniewice, im März.

Auf den an und für sich so schlechten und in diesem Kriegswinter heillos zerfahrenen Landstraßen Polens wird fleißig gearbeitet. Zur Seite sitzen da mit dicken Baschliks um die Ohren die Bauern und zerkleinern Steine, um den Schotter in die ausgefahrenen Landstraßen zu werfen. Der starke Verkehr von Lastautos und Kolonnen vertritt die Stelle der Dampfwalze, und allmählich werden die Straßen so wieder in Ordnung kommen. Die Bedeutung solcher Arbeiten ist nicht nur für unser Kolonnen- und Etappenwesen groß, sie ist es vor allem im Interesse des Landes und seiner Bewohner. Die Bauern sind durch den Krieg in ihrem Erwerb und in der Bestellung der Äcker geschädigt worden; jung und alt ist froh, nun eine lohnende Beschäftigung zu finden, die zwar weniger schön und ehrenvoll sein mag als die Tätigkeit des freien Bauern auf seiner Scholle, die aber immerhin Geld schafft und auch dem Bauern nützt. Denn die Zeit der Felderbestellung naht heran und erfordert bei der Verringerung der Menschen- und Viehbestände eine erhöhte Kraftleistung der Übrigbleibenden. Der polnische Bauer weiß aber ganz genau, wieviel Sorge ihm früher im Frühling aufgeweichte Straßen gemacht haben, wie er doppelten und dreifachen Vorspann brauchte, um überhaupt durchzukommen, und welches Hindernis sich hier seinem Fleiße in den Weg stellte. Mit den ab-

gemagerten elenden Pferdchen, mit dem wenigen noch vorhandenen Vieh würde man in diesem Jahre erst gar nicht wieder zur Arbeit kommen, wenn die Straßen in ihrer alten Verlotterung blieben. Also hat auch der Bauer ein dringliches Interesse, die deutsche Verwaltung zu unterstützen, und er tut es, nachdem die anfängliche Furcht und das Mißtrauen sich gelegt haben, mit Fleiß und Ausdauer. Man hat im ganzen Lande nun alle Schützengräben wieder zugeworfen, die Felder sind zum großen Teile wieder bestellt und in Ordnung. Nur die Fragen des Wiederaufbaues zerstörter Dörfer, das Wiederhinausschaffen in die Stadt geflohener Bauern, das Wiederansiedeln und ihre Nutzbarmachung für die landwirtschaftliche Produktionskraft, die werden noch schwere Sorgen machen. Aber schließlich ist die Zerstörung des Krieges in einem Lande nicht so vollkommen, wie man sich das unter dem Eindruck des Bildes von der Dampfwalze vielleicht vorstellen könnte. Die Schlachten toben nicht so, daß nun von der Grenze an sich ein breiter Streifen zerstörten Landes mit unserem Vorrücken immer weiter gen Warschau zuschöbe. Wenn die Russen einmal ausrückten, dann geschah das in der Regel in dieser weiten Ebene gründlich, so daß ein 30 oder 40 Kilometer breiter Landstrich von beiden Heeren durchzogen wurde, ohne daß er eigentlich unter den Kämpfen selbst zu leiden gehabt hätte. Und zudem sind Kriegsschäden, wie Schützengräben und Unterstände, mögen sie noch so verheerend gewesen sein, viel rascher wieder zu tilgen, als man denkt. Fährt man heute durch den Schauplatz der Schlachten um und hinter Lodz, so sieht man wohl noch in den Orten die Spuren der Zerstörungen; auf den Feldern und, wenn man nicht sehr genau zusieht, auch in den Wäldern ist nicht mehr viel zu schauen. Das Bauernvolk hinter der Front leidet zwar heute noch unter der allgemeinen Unsicherheit eines von alters her vorhandenen grausamen und

blutigen polnischen Banditentums, aber die deutsche Polizeiverwaltung geht auch dagegen jetzt mit Strenge vor und schafft mit der Landessicherheit allmählich bessere Zustände, als sie vor dem Kriege bestanden haben.

Das Elend und die Not verkriechen sich zumeist in die kleineren und größeren Städte, und dort sind die Zustände allerdings zum Teil schlimm. Wie schnell aber hinter der Front die Erholung vor sich geht, dafür bot uns einen guten Beweis das kleine Kaiserstädtchen Skierniewice. Diese Stadt von vielleicht 10000 Einwohnern liegt inmitten ausgedehnter Waldungen der zarischen Jagdgründe, aber man darf nicht etwa an eine schöne deutsche Mittelstadt denken, in deren Nähe der Kaiser oder auch nur ein kleiner Duodezfürst sein Jagdschloß besitzt. Da gäbe es nette, saubere Bürgerhäuser, mit Blumengärten davor und einem Marktplatz mit der alten Linde. Da gäbe es Brunnen und reinliche Straßen, helle, freundliche Bürgergesichter, aus denen der Stolz der Residenzler spräche. Skierniewice hat nichts davon, hat nur eben ein Kaiserschloß und ein paar Kirchen. Von dem Kaiserschlößchen, in dem die Russen übrigens bei ihrem Rückzug die kostbaren alten Gobelins und andere Dinge mitnahmen — vielleicht schieben sie das auch den deutschen Barbaren in die Schuhe — und nur, wie zum Hohn, zwei mächtige Kabiner Vasen als Kostbarkeiten zurückließen, habe ich nicht viel gesehen. Es dient jetzt deutschen militärischen Zwecken eines höheren Stabes, und die Gemächer des Zaren sind für jeglichen Beschauer fest verschlossen. Auf die Frage, ob es hier nicht ein paar Erinnerungen an die schönen Tage des 15. bis 17. September 1884 und an die Drei-Kaiser-Zusammenkunft der Monarchen Rußlands, Deutschlands und Österreichs gäbe, weiß niemand Bescheid. Das ist lange her, kaum einer denkt noch daran. Die Kirchen von Skierniewice sind zwar bis zu einem gewissen Grade berühmt,

ich habe aber auch nichts entdeckt, was den Ruf hätte rechtfertigen können. Die vom Erzbischof Ostrowski zu Ende des 18. Jahrhunderts erbaute römisch-katholische Kirche galt vielleicht zu jenen Zeiten in Polen als eine Art Wunder, weil sie eine der ersten Steinkirchen war; heute aber, wo jedes kleine Nest sich von seinem gemütlichen, traulichen alten Holzkirchlein lossagt und einen steinernen kalten Prachtkasten an die Stelle setzt, ist ihr Ruhm in Polen kleiner geworden. Die dem heiligen Stanislaus geweihte griechisch-katholische Kirche besitzt zwar viele gleißnerisch goldene Kuppeln, aber schon der Gedanke an einen Vergleich mit den Moskauer Kremlkirchen wäre strafbar. Das Denkmal Alexanders III. aber, das davor steht, ist weit weniger eindrucksvoll als die zahlreichen frischen Gräber der deutschen Soldaten mit den neuen weißen Holzkreuzen und den rührenden Inschriften. Wenn ein 17jähriger Kriegsfreiwilliger das Eiserne Kreuz hat und seinen Kameraden im Schützengraben Verständnis für die Lyrik Heines und Dehmels beizubringen versucht, wenn der junge Held dann an Typhus stirbt und seine Kameraden, die aus dem Schützengraben abgelöst werden, immer wieder zu dem Grabe pilgern und grüne Reiser und Blumenschmuck darauf legen, dann verblassen vor solchen Denkmälern der Herzen jene aus Stein und Bronze.

Füge ich hinzu, daß Skierniewice, wo die von Thorn kommende Eisenbahn in die Wien—Warschauer Bahn einmündet, einst einen prunkvollen Bahnhof besaß, den jetzt die Russen mit ein paar wohlgezielten Schüssen in Schutt und Asche legten — ohne daß dadurch unsere Arbeit auch nur im geringsten gestört wurde —, so ist die Zarenstadt zur Genüge beschrieben. Alles übrige sind enge, schmutzige Straßen, kleine ärmliche Hütten und Blockhäuser, vermischt mit neueren Steingebäuden, die anscheinend für die Gefolgschaft des Zaren gebaut waren. Es gibt da ein paar Marktplätze von der Weit-

schweisigkeit und Verlassenheit aller dieser Plätze in polnischen Orten, und es gibt die übliche Einwohnerschaft. Allerdings hier waren es wirklich „seine lieben Juden", die der Zar oder die seine Regierung eines schönen Tages in einer Anzahl von über 5000 aus der Stadt nach Warschau heraus transportierte, als die Deutschen nahten. Kein Mensch weiß, warum. Eine genügend große Anzahl ist ja nun zurückgeblieben oder frisch zugewandert, so daß man in Handel und Wandel die Abwesenheit dieser Hälfte der eigentlichen Stadtbürger nicht merkt, aber unheimlich und bezeichnend für die Methoden des zarischen Militarismus bleibt diese Judenvertreibung doch.

Ich muß gestehen, weit besser als die alte Zarenstadt Skierniewice hat mir die neue Kaiserstadt gefallen, die mitten in den Wäldern weit draußen die deutschen Soldaten gebaut haben. Welche Pracht und welche Herrlichkeit steckt in diesen zarischen Jagdgründen! An einem wundervollen sonnigen Tage fuhren wir da hinaus; weit vorn und hoch, an dem klaren blauen Himmel prachtvoll zu verfolgen, sprangen mit leichtem Feuerscheine die bräunlichen Schrapnellknäuel auf, die sich dann in weiße Wolken verwandelten und langsam auflösten. In den Wäldern war es, als ob es Sonntagmorgen wäre, so friedlich und ruhig. Auf dem Waldboden lag etwas verspäteter Schnee, und darauf fielen ein paar vorwitzige dünne Sonnenstrahlen, die sich durch die Kronen der Bäume durchstehlen konnten. Oben aber zwischen den Wipfeln dieser hochstämmigen Tannen glänzten die Lichter, tanzten die Sonnenstrahlen über die Schneehäubchen der Äste und Zweige. Hier und da knallte drüben ein Schuß auf, dessen Schall sich in der Ferne verlor. Erst konnte man wohl glauben, es streife eine Jagdgesellschaft ganz weit hinten, aber als wir dann vorgingen, da zischten doch die wohlbekannten Klänge der Gewehrkugeln auch über unsere Köpfe weg, da fuhr so ein Schuß

mit hartem Aufschlag in einen Baum oder irgendwo ins Gebüsch mit einem Geräusch, als ob sich ein Tier durchs Geäst Bahn bräche. Und als drüben das Maschinengewehr ein paar Sekunden lang spielte, da war es, als ob das leichte Zischen zu einem brausenden Theaterwind anschwelle, um dann leise zu verklingen. Getroffen wurde niemand, am Tage ist die Schießerei in diesen Wäldern der zarischen Jagdfreuden auch nicht weiter beunruhigend. Es sind ja nur zu hoch gehende Schüsse, die unseren vordersten Schützenlinien gelten und von den zahllosen Stämmen der Bäume aufgefangen werden. Immerhin, da lag mitten im Walde ein einsames Soldatengrab, das einen Obersten und seinen Adjutanten barg, die an der Stelle durch eine feindliche Granate getroffen worden waren. Jetzt schießen zur Tageszeit die Russen wenig, und auch unsere Artillerie bleibt in Ruhe. Die Geschütze stehen auf Erdwerken und Dämmen, wie sie hinter unseren Schwarzwaldhäusern aufgeführt werden, um den beladenen Heuwagen direkt ins obere Stockwerk der Häuser, das als Scheune dient, einfahren zu können. Das macht man hier, um über die Baumgipfel hinweg schießen zu können, ohne daß man diesen guten Naturschutz der Bäume zu beseitigen brauchte. Vor den Protzen und Munitionslagern sind richtige Brustwehren von dicken Stämmen und Astverhaue errichtet, und zwischen den einzelnen Geschützen sind Verbindungsgräben und Unterstände. Die Unterstände in diesem Zarenwalde sind von wahrhaft kaiserlicher Pracht. Hier hatte man Holz in Fülle, und es brauchte nicht gespart zu werden. Da haben unsere Infanteristen unter Anleitung der Eisenbahner Blockhütten unter die Erdoberfläche gebaut, mit Wänden und Decken aus Baumstämmen, mit Fenstern und Türen, richtige Jagdhütten, in denen zur Not sogar der Zar einmal einkehren könnte. Da findet man kunstvolle Backsteinöfen (eigenes Fabrikat), elektrische Klingelleitungen, fließendes Wasser

in der Küche und richtige Holzbettstellen. Und über der Decke eines solchen Unterstandes, die mit Erde und Zweigen überdeckt ist, gibt es wohl auch einmal etwa einen Meter über dem Boden eine zweite Decke aus festen dicken Baumstämmen, als doppelten Schutz vor Granaten — Zufallsvolltreffern. In dieser unterirdischen Kaiserstadt liegen auch Bureaus und Lazarette, und es lebt sich mit Hilfe einer guten Verpflegung und einer überall als ausgezeichnet gerühmten Feldpost nicht eben schlecht.

Nur von dem berühmten zarischen Wildbestand ist nicht mehr viel vorhanden. Hier und da ein verlorenes Häslein und ein paar Fasanen, das ist alles. Die größeren Tiere sind wohl schon alle durch den Magen unserer Leute gegangen. Das sind Beutestücke, die nicht erst nach der Heimat abgeschoben werden müssen, und der Zar wird wohl nach dem Kriege keine Schadenersatzforderung stellen. Schließlich haben wir ihm in seinem Schlosse in Skierniewice recht viel bessere Ordnung gehalten als seine Horden in unserem kaiserlichen Rominten.

2. Die Feldbahn

Das kleine Feldbähnchen von Antung nach Mukden, das die Japaner während des Russisch-Japanischen Krieges bauten, das ihnen den gesamten Nachschub ihres ganzes Heeres in die Mandschurei lieferte und so nicht wenig zum guten Gelingen des Feldzuges beitrug, war ein Erlebnis für sich bei meiner Ostasienreise. Ich sehe noch die drei Embryos von Personenwagen vor mir, als das schnaufende Lokomotivchen in Mukden anpustete, und als dieses ganze „Zügle" sich fertigmachte, gerade als ob es in einer historischen Ausstellung über die Entwicklung der Technik stände oder ein etwas groß geratenes Maschinenspielzeug für halberwachsene Jungens wäre.

Im Wagen zweiter Klasse, der für acht Personen Raum hatte, saßen zwischen Bergen von Gepäck deren fünfzehn, Japaner und Chinesen. Die einen rauchten unaufhörlich, und die anderen spuckten mit unheimlichem Geschick über den Kopf ihres Gegenüber durchs offene Fenster. Manchmal wechselten die Nationalitäten in ihren Vergnügungen auch ab.

Und ich, der ich im Salonwagen nicht aufrechtstehen konnte, saß auf der Plattform, ließ die Beine herabbaumeln und erlebte da zwei Tage lang die köstlichste, schönste Fahrt, die es geben kann. Zwar wenn es über die Flüsse ging und der Zug über den geländerlosen Pfahlbau schwankte, dann war man überfroh, wenn jenseits der Gefahrenzone der Lokomotivführer ein gelles Pfeifen losließ, das wie ein lustiges, ausgelassenes Gelächter des Maschinchens klang, daß man noch einmal heil davongekommen war. Und wenn es gar die steilen Berge hinauf sollte und unten ein großes Rangieren begann, wenn jeder Personenwagen losgekuppelt wurde, um von zwei stöhnenden Lokomotiven bergan geschoben zu werden, bis dann oben die ganze Herrlichkeit sich wieder vereinigte, um mit jubelndem Sausen die Talfahrt anzutreten — ach, dann lebte man mit den Sorgen und Freuden dieser kleinen Bahn mit, man freute sich über ihre Sprünge, man lachte über ihr betrunkenes Schwanken, man bangte mit ihr bei den waldbedeckten Bergkuppen, die da Korea von der Mandschurei scheiden. Zwei volle Tage genoß man in vollen Zügen dieses so unwahrscheinlich vorsintflutliche Leben.

In der Nacht wurde natürlich nicht gefahren, denn das war zu gefährlich. Da gab es auf der Station ein japanisches Hotel, und für den „großen General", der heute Englands Armeen aus dem Boden stampfen soll und damals schon von Indien her kam, um die Truppen der japanischen Freunde zu inspizieren — was man damals als bundesfreundliche Spielerei



Beim Fischfang



Blick von Plock auf die Weichsel. Deutsche Pontonbrücke



Friedhofanlage an der Weichsel



Geschützstellung im Walde von Skierniewice

in der Welt betrachten wollte, erscheint heute als eine lang vorbedachte und klug berechnete Handlung! —, für Lord Kitchener, hatte man ein besonderes Ehrengebäude errichtet. Es war rund wie ein Zirkus. In der Mitte besaß es einen kleinen runden Speiseraum, und von da aus gingen zehn Türen in die Schlafgemächer des edlen Lords und seines Gefolges. Ich fuhr als wohl „geführter“ Gast der Japaner, und man würdigte mich der Ehre, in diesem Gebäude zu übernachten. Ja, man hatte mir, glaube ich, sogar das Vergnügen zugedacht, noch die gleiche Bettwäsche zu benutzen wie der große Brite, und daß ich diese Heldenverehrung nicht mitmachte, erregte Kopfschütteln und Staunen.

Am anderen Morgen sauste das Bähnle wieder los, und man konnte Mund und Nase aufsperren, was da auf dieser Strecke an beladenen Güterwägelchen alles herumstand, und was nicht alles auf den Ausweichstellen auf das Freiwerden des Geleises wartete. Was die Japaner in raschen Feldzugswochen erbaut hatten, war eine wirtschaftliche Dauerleistung geworden. Und heute fährt in knapp fünf Stunden der die sibirische Strecke mit der koreanisch-japanischen Bahn verbindende Schnellzug durch, und das arme kleine Feldzügle wird sicherlich irgendwo noch Dienst tun, wie der einst so vornehme Herrschaftsgaul auf seine alten Tage noch den Milchwagen zieht.

An diese ostasiatischen Erinnerungen dachte ich, als wir kürzlich die Eröffnung einer deutschen Feldbahn in Polen mitmachen durften. Wir haben in diesem Feldzuge und gerade in Polen schon verschiedene Bahnsysteme gebaut, darunter eines, das wohl die größte bislang in Europa errichtete Feldbahn darstellt, Orte von großer wirtschaftlicher Zukunft mit direktem Geleiseanschluß nach Deutschland hin versorgt hat und weit über die Kriegszeiten weg Verkehrsbedeutung haben wird. Aber jetzt sahen wir einmal die un-

geheuren Schwierigkeiten solcher Tätigkeit. Vor genau dreizehn Tagen war der Befehl gekommen, eine neue Bahn von dem Orte X. nach dem Orte Y. zu bauen. Die Wege waren dort so ungeheuerlich schlecht, daß das Kolonnenwesen schwer litt, es fehlte an Menschen und an Material, sie rasch wiederherzustellen, und so griff man zur Feldbahn. Und da wurde eines Tages die erste „Einheit" ausgeladen, das ist Feldbahngeleise für 10000 Meter, nebst dem dazu gehörenden Material an Wagen, Weichen und Lokomotiven. Aber die sind wie spurlos schon allein in der Bahnhofsanlage verschwunden. Denn damit die Feldbahn recht arbeiten kann, muß die Sache ja so sein, daß aus den Wagen der Vollbahn direkt in die kleinen Waggons der Feldbahn umgeladen werden kann. Und wenn die Feldbahnwagen mit den hohen Gerüsten, in die man die Verwundetentragbahren so einfach einhängen kann, für den Verwundetentransport von der Front zurück wirklich einen Sinn haben sollen, dann muß man von der Feldbahn direkt in den Lazarettzug unter möglichster Schonung der Kranken umladen können. Da müssen sich also Vollbahn- und Feldbahngeleise vielfach durchschneiden und nebeneinander herlaufen, und das bedeutet eine weitläufige und wohlüberlegte Bahnhofsanlage.

Vor dreizehn Tagen war noch freies Ackerland, wo jetzt schon nahezu eine Einheit an Geleisen liegt, wo sie die Bretterbuden als Bahnhofsgebäude errichten und schon am Aufstellen ihres Wasserturms für die Speisung der Lokomotiven arbeiten (vorderhand saufen die Lokomotiven noch durch große Schläuche aus den umliegenden Tümpeln und Teichen), und heute sind schon die ersten zwei Lastzüge die 15 Kilometer bis zum Endpunkt der Bahn gefahren. Jeder Zug hatte acht Wagen, jeder Wagen faßte fünf Tonnen Proviant und Munition, und so wurden insgesamt 80 Tonnen befördert. Dadurch sind

schätzungsweise an 200 Wagenfuhren der Kolonnen auf eine Strecke von 15 Kilometer überflüssig geworden, und allein an solchen Zahlen erkennt man die ungeheure Bedeutung des Feldbahnwesens für die Beschleunigung des Verkehrs wie für die Ersparnis an Menschen und für die Schonung des Pferdematerials. Freilich, vor dreizehn Tagen waren die Äcker noch festgefroren, und jetzt taut die strahlende Märzensonne alles auf. Da sackt der lehmige Ackerboden stark unter den Geleisen weg, und die Eisenbahner haben alle Hände voll zu tun, um Kies und Sand heranzuschaffen und den Geleisen eine neue Unterlage zu geben, durch die auch das Wasser des zu erwartenden Frühlingsregens schnell und gefahrlos absickert.

Aber schon gibt es für die ganze Strecke eine eigene Telephonleitung, und jeder Zug hat seinen eigenen Telephonkasten, um bei Unglücksfällen sofort Anschluß an die Telephonleitung nehmen und die nächste Station benachrichtigen zu können. Man hat auch Stationen und Ausweichestellen, und nur die Salonwagen fehlen; die werden ersetzt durch ein paar Bretterbänke im offenen Güterwagen. Bei warmer Frühlingssonne fährt es sich da recht schön, und auch das Entgleisen der Lokomotive, das noch häufig vorkommt, macht mehr Spaß als Ärger. Da wird das gesenkte Geleise einfach durch ein paar untergelegte Bohlen gehoben, die Lokomotive wird durch Winden wieder in die Schienen gesetzt, und alles ist in schönster Ordnung. An der „Bahnspitze", dem Endpunkt des Ganzen, sind schon große Schuppen und Stallungen eines Gutes zu Lagerzwecken hergerichtet; da hat sich eine Verwaltung niedergelassen, pünktlich zur Stunde sind die Kolonnen eingefahren, und nun werden schon 80 Tonnen Vorräte verteilt: Munition, Gefrierfleisch, Hafer, Zwieback, Öfen für die Schützengräben, Gemüsekonserven, Rum und Wein, kurz alles, was zur Verpflegung gehört. Und alles das arbeitet, nicht als ob es erst

seit vier Stunden im Betriebe sei, sondern als ob seit Wochen der ganze Apparat sich hätte einspielen können.

Derweil schleppt die Feldbahn schon am Nachmittag, als unser Salonzug zurückfährt, zwei neue Lastzüge an; es sind also vier Züge am ersten Betriebstage gegangen, und es werden mit der Zeit wohl täglich noch über zwanzig werden. Und die Bahn wird immer kräftiger, der Damm wird immer sicherer, das Material bleibt immer gleich gut imstande. Vielleicht kommen später auch Personenwägelchen hinzu, und was heute nur für Kranke und Verwundete Kraft hat, wird später für die Gesunden und Lebenskräftigen gelten. So wird mitten im wertezerstörenden Kriege schon aufgebaut und für die Wirtschaftsarbeit des Friedens gesorgt. Das wenig erschlossene Polen mit seinen jämmerlich elenden Straßen bekommt, was ihm so lange zum Aufblühen und zur Erschließung gefehlt hat: Eisenbahnen, unmittelbaren Anschluß an den großen Weltverkehr. Wenn man an diese Seite der Arbeit denkt, dann wird das kleine, schaukelnde und schwankende Bähnchen, das pfeifend und schnaufend über den Ackergrund fährt, der noch vor dreizehn Tagen unberührt dalag, zu einem ehrfurcht- und achtunggebietenden Zeichen für die friedliche Kriegsarbeit oder, wenn man so will, für die kriegerische Friedensarbeit!

3. Die Wacht an der Weichsel

An der Weichsel, Anfang April.

Vom Fesselballon aus, mit dem ich ein paar hundert Meter hoch aufsteigen durfte, um das Kampfgebiet auch einmal von oben kennen zu lernen, hatte man einen wunderschönen Blick. Unter uns dehnte sich weit das fruchtbare

Ackerland Kujaviens, viele Felder setzten schon Grün an, die Wintersaat, die noch die polnischen Besitzer eingelegt hatten, begann unter der wärmenden Sonne zu sprossen. Kleine Wälder und Teiche belebten das Bild. Aber gerade unter uns starrten auch die roten Mauern eines großen Bauernhauses kahl und trostlos in die Luft, und ringsherum zogen sich hintereinander in vier oder fünf Ketten die Anlagen der russischen Schützengräben. Ein Hauptbollwerk des Feindes war hier tapfer verteidigt worden, die zahllosen kleinen und größeren Löcher, in denen sich inzwischen Wasser angesammelt hatte, zeigten, wie stark der Stützpunkt mit Granaten überschüttet worden war, ehe er im Sturm genommen werden konnte. Dann schweifte der Blick weiter über den gelben Sand der Weichseldünen, an dunklen Kiefernwäldern vorbei, aus denen helle Birkenstämme freundlich herausleuchteten, über unsere Schützengräben und Stellungen hinweg zur Weichsel. Jenseits lag der Feind, und die Schrapnellwölkchen in der Luft zeigten, daß ein starkes Artilleriegefecht im Gange war. Vielleicht galt es Wyszogród, dem kleinen Städtchen, das einst am anderen Weichselufer lag, gegenüber dem Einflusse der Bzura. Vielleicht wollte die Artillerie auch die vielen Fesselballons zudecken, die auf Freundes- und Feindesseite den Himmel bevölkerten. Drüben in der Gegend der Bzura lag leichter Dunst, und alles schien ruhig. Da sah man nur die zerschossenen Kirchtürme des Dörfchens Brochow, wo Chopin seinen Trauermarsch komponiert haben soll, und weiter unten lag der wirre Trümmerhaufen, der einst Sochaczew hieß.

Da vorn liegen nun unsere Stellungen, die in den langen Monaten nun allmählich so ausgebaut worden sind, daß kein Feind mehr an eine erfolgreiche Berennung denken kann. Zwar ist es außerordentlich schwer, in dem Flugsand der Weichseldünen zu arbeiten. Ein einziger Sturm verweht die Arbeit

langer Tage, und besonders die Horchposten werden dadurch gefährdet, die des Nachts in Laufgräben vorgehen. Die Praxis hat da die Leute erfinderisch gemacht. Von jedem Horchposten laufen höchst einfache Drahtleitungen zurück; zieht der vorgeschobene Mann vorn an der Klingel, so weckt ein Klöppel in einer leeren Konservenbüchse im Schützengraben die Mannschaft, die mit Gewehr, Schaufel und Spaten zu Hilfe eilt. Der Infanterie sind jetzt überall Pioniere zugeteilt, die sachverständige Anleitungen zum Versteifen der Gräben geben und die Infanterie langsam zu Schützengrabentechnikern ausbilden. Man liegt hier stellenweise dem Feinde in kaum 60 Meter Entfernung gegenüber. Die Drahtverhaue sind in klaren Nächten auch mit bloßem Auge zu erkennen, und so ist es kein Wunder, wenn nachts und sobald am Tage auch nur ein Kopf sich an der Schießscharte zeigt, sofort mit Erfolg von beiden Seiten geknallt wird. Aber trotz alledem haben die Leute ihren Wagemut nicht verloren. Als man vor einigen Tagen eine Wildgans im Fluge herunterschoß und das Tier vor den feindlichen Drahtverhauen niederging, wurde sie herübergeholt, und nun prangt sie ausgestopft in voller Schönheit am „Wirtshaus zur goldenen Gans" als Aushängeschild. Und als jüngst einer unserer Flieger wegen eines Motordefektes landen wollte und in der Abenddämmerung zwischen den feindlichen Schützengräben niederging, da holten unsere Leute trotz des Kugelregens den fast unbeschädigten Apparat zurück und zerstörten dabei sogar noch feindliche Drahtverhaue.

Die Zeit der Stellungskämpfe wird gut genützt, und das Bild, das sich hinter der Front bietet, ist oft überraschend friedensmäßig. Da wird auf den Feldern von den aus dem Schützengraben abgelösten Mannschaften fleißig exerziert, man macht große Übungsmärsche, um die Glieder geschmeidig zu erhalten und den neuen Ersatz langsam zu den Marschleistungen

der alten Mannschaften zu erziehen, denn man wird solche Riesenmarschleistungen recht nötig haben, wenn es wieder einmal stramm vorangeht. Die Reiterei hat die Pferde zu bewegen, damit sie nicht einrosten, und die Pioniere beschäftigen sich mit dem Erproben von allerhand Neuerungen und auch mit Vorbereitungen zu einem etwaigen Vorgehen über die hemmenden Flußläufe weg. Auch bei den Stäben wächst mit der Ruhe die Arbeitslast, weil, wenn militärisch nichts los ist, bureaukratisch um so mehr verlangt wird. Der Tinten- und Papierverbrauch steigt im Stellungskrieg erfahrungsgemäß recht rasch. Jedermann, der jetzt nicht stark beschäftigt ist, kommt auf den Gedanken irgendeiner Anfrage, da werden Zusammenstellungen, Statistiken gewünscht, dort wird an einen fehlenden Ausweis „erinnert", kurz, es gibt eine ganz bureaukratische Schreiberei, und es sammeln sich Akten an, die keine Gefechtsbagage bei einem etwaigen Vormarsch überhaupt wird bewältigen können.

Nun wird die Ruhe auch von allen Truppenteilen dazu benutzt, die Quartiere erheblich zu verbessern. Überall entstehen in den Wäldern und Ortschaften große, geräumige Blockhütten. Es ist ein edler Wetteifer groß geworden, sich an Leistungen zu überbieten. Da bauen sich die Artilleristen auf ihrem luftigen Beobachtungsstand vor ihre Blockhütte aus Birkenholzästen einen kleinen Aussichtspunkt mit Tisch und Bänken und einer Warnungstafel für den Feind: Über allen Wipfeln ist Ruh. Der Künstler der Batterie hat aus Schrapnellkugeln, die herumliegen wie tote Fliegen, ein pro gloria et patria in den Sand als Mosaik gelegt. Die Pioniere sind natürlich allen anderen an Geräumigkeit und Festigkeit ihrer Hütten voraus, und ihrem Hauptmann haben sie einen Schreibtisch mit Tintenzeug und Tischtelephon gezimmert. Aber auch für die Kranken und Verwundeten haben sie brav gesorgt und haben aus Birkenholz und geflochtenem Stroh eine Liegehalle

für das Lazarett gebaut. Die Infanteristen aber haben unter sich einen Gärtner der königlichen Schlösser aus Potsdam, und sie schießen daher an gärtnerisch-künstlerischen Leistungen den Vogel ab.

Die Sanitäter durchsuchen mit ihren Hunden das ganze Land nach Gräbern und pflegen die verfallenen und verwilderten Ruhestätten der toten Kameraden. Überall schafft man jetzt feste neue Holzkreuze mit sauberen Inschriften und baut große, weite Friedhofsanlagen mit Steinmauern und Denkmälern. Jedes Grab bekommt sorgsam über den Sand die feste Decke grasbestandener Erde. Für den Geist der Kameradschaftlichkeit und des Zusammenhaltens in der Truppe legen gerade diese Friedhöfe mit den rührenden Inschriften ein beredtes Zeugnis ab.

In den Dörfern werden die Straßen hergerichtet, und unter dichten Krusten von Schlamm und Schmutz kommt manchmal ein Straßenpflaster zum Vorschein, das den ältesten Ortseinwohnern etwas ganz Neues zu sein scheint. Die polnischen Bauernhäuser werden mit Vorgärten und Einfassungen aus Birkenästen umgeben. Bänke und Tische werden davor aufgestellt, alte Findlingsblöcke werden herangewälzt und weiß gekalkt, kurz, alles bekommt einen Anstrich von deutscher Ordnung und Gemütlichkeit. Mit staunenden Augen sehen die „Panies", was diese als Barbaren verschrienen deutschen Soldaten mit wenig Mitteln, aber gutem Willen aus ihren alten zerlumpten Buden machen können. Rasch wirkt das Beispiel. Mancher polnische Besitzer lernt jetzt ein kleines Gärtchen vor dem Hause schätzen, und die Deutschen wirken so recht vorbildlich im Feindeslande. Die Vorgärten werden alle bestellt; die Armee-Intendantur hat für ihre Truppen aus der Heimat Gemüsesamen kommen lassen. Im Sommer wird sich die Truppe bald allein verpflegen können, wird ihr Ge-

müse und ihre Salate aus eigener Zucht haben. Man ist in ganz großem Maßstabe auch daran gegangen, die brachliegenden Felder der Polen umzugraben, durchzupflügen, zu düngen und zu bestellen. Nicht alle Ländereien können nutzbar gemacht werden, aber es wird doch bei jeder Division unter Leitung eines landwirtschaftlich vorgebildeten Offiziers getan, was mit den verfügbaren Kräften nur irgendwie geleistet werden kann. Sollte es einmal weiter gehen, so werden eben andere die Früchte dieser Arbeit ernten, die ja dem ganzen Vaterlande zugute kommen soll.

Auch die Ärzte sind nicht untätig geblieben. In einer alten Zuckerfabrik schuf man Anlagen für Offiziers- und Mannschaftsbrause- und Wannenbäder, die täglich von Hunderten von Gästen besucht werden. Im oberen Stockwerke hat man eine Dampfwäscherei und -trocknerei eingerichtet, die in 24 Stunden selbst die größten Mengen Wäsche erledigen kann, in ganz eiligen Fällen aber anstatt der zurückgegebenen schmutzigen Wäsche sofort neue oder gereinigte Wäschestücke aushändigt. Eine Flickanstalt ist mit der Wäscherei verbunden und sogar eine besondere Reinigungsanstalt für leere Säcke. Es ist fast selbstverständlich, daß alle Speisereste und Materialien von Kupfer und Blech sorgfältig gesammelt werden und daß auch nicht das geringste dem Auge des liebenswürdig-gestrengen Ortskommandanten entgeht. Da werden in einem Gebäude der ehemaligen Zuckerfabrik jetzt auch Wagen repariert, Räder neu gefertigt, es gibt eine Schreinerei und eine Schmiede, kurz die Fabrik ist zu einem einzigen großen Arbeitsraum für alle nur denkbaren Betriebe geworden. In ihrem einstigen chemischen Laboratorium hat sich jetzt eine ärztliche Untersuchungsanstalt niedergelassen. Die peinlichsten Untersuchungen werden hier an Ort und Stelle gemacht, dadurch wird viel kostbare Zeit gespart, und es ist kein Wunder, daß die betreffende Division in der Gesundheitsstatistik

des Heeres am zweitbesten dasteht. Das Gewaltigste und Erstaunlichste im Fabrikbetrieb ist jedoch die „elektrische Entlausungsanstalt“. Die Patienten kommen in einen schönen warmen Raum, wo man sie auszieht und gründlich mit Schmierseife einreibt. In diesem Zustande dürfen sie zwei Stunden warten, während ihre Kleider und Wäsche durch die Hitzewirkung eines elektrischen Lichtbades von etwa 110 Grad Wärme von Läusen und deren Brut befreit werden. Dann bekommt man ein Brausebad, und die ganze Sache ist mit etwas Naphthalin zur Prophylaxe erledigt. Diese Anstalt befreit täglich ungefähr 250 Mann von ihren Peinigern; sie hat im ganzen schon etwa 10000 Menschen, wenigstens auf kurze Zeit, glücklich gemacht. Pessimisten behaupten zwar, die ganze Anstalt nütze nichts, weil man nach acht Tagen eben wieder andere Läuse habe und der Reichtum und Vorrat daran in Polen selbst Hunderten von Entlausungsanstalten trotze. Aber die Mehrzahl steht doch auf dem Standpunkt der Optimisten, die da sagen, acht läusefreie Tage seien eine vollwertige Leistung für das Opfer eines zweistündigen Bades, und die Zuversicht, sie wieder loszuwerden, lasse für einige Tage das Übel leichter ertragen. Im übrigen beeinträchtigt das Ungeziefer die Stimmung der Mannschaften viel weniger, als man glauben möchte.

Beim Stabe einer Division hier hat man eine Musikkapelle, bestehend aus einem Dirigenten, der den Flügel meistert, einem Trommler, einem Trompeter, der auf dem berühmten Kamm mit dem Seidenpapier spielt, und einem Mann, der das folgende neue Instrument spielt: eine riesige leere Konservendose wird auf einen langen Stock montiert und über sie weg wird eine Drahtsaite gezogen. Das Instrument wird einfach im Takt auf den Boden aufgestoßen, die Saite wird mit einem Prügel bearbeitet, und das Ganze ist ein Radauinstrument von vor-

züglicher Beschaffenheit. Derartige Kapellen, verstärkt durch Mundharmonikas und Flöten, kennt man in jedem Unterstand, in jeder Mannschaftsstube, und das vertreibt die Zeit schneller, als man denkt. Und wenn man nichts Besseres zu tun hat, wird einfach nach Hause geschrieben! Auch die Arbeit der Feldpost steigt mit dem Einsetzen des Stellungskampfes ins Ungemessene. Die Division sandte in einem Monat etwa 420000 Mark in über 15000 Postanweisungen nach Hause, neben 22000 Briefen und 2000 Paketchen im Tagesdurchschnitt, wofür man 12000 Päckchen und 3000 Briefsendungen aus der Heimat zur Verteilung an die Regimenter erhielt. Und da das alles prompt von der Feldpost bearbeitet wird, ist die Stimmung im allgemeinen zufrieden, lustig und fidel.

4. Feiertagsstunden an der Front

Der Kalender des Feldsoldaten kennt nicht die schöne Regelmäßigkeit von Wochen-, Sonn- und Feiertagen. Der Soldat zählt nach Schützengraben- und Ablösungstagen und er macht wohl auch in der vordersten Linie noch kleine Unterschiede, je nach der Laune und den Wünschen des Gegners, der Ruhe hält oder angriffslustig ist. Aber selbst wenn bei Tag und Nacht zwischen den Gräben hüben und drüben ganz feiertagsmäßige Ruhe herrscht, ist der Dienst unter Anspannung aller Nerven und bei beständiger Bedrohung durch feindliche Geschosse eine harte und zermürbende Arbeit. Da wächst das Bedürfnis nach Ausspannung und Ablenkung, die Sehnsucht nach Anregung und Erbauung jeglicher Art wird bei Offizieren und Mannschaften gleich lebendig. Die Kirchen hinter unserer Front sind alle übervoll, wenn ein Geistlicher drinnen Heimatsgedanken und Siegeshoffnungen zu einer religiösen Er-

bauungsstunde verbindet. Und wenn er hinauskommt dicht an die Schützengräben, wenn mit ein paar Birkenästen und Sträuchern zwischen Gewehrpyramiden der Feldaltar errichtet ist und dröhnendes Kanonenbrummen zuweilen über das Wort der Bibel wegtönt, dann findet der Feldgeistliche dankbare Hörer und offene Herzen. Eine merkwürdige Mischung von unbeugsamem Kriegerwillen und kindlich rührsamer Weichheit ist unserem Heere eigen; die Leute sind alle so dankbar für jede Kleinigkeit, so zufrieden und so gerne lustig und vergnügt, daß einen jeder Besuch an der Front immer wieder mit Stolz und Freude erfüllt.

Als wir jüngst von einer Besichtigung zurückkamen, trafen wir zufällig eine Regimentsmusik bei einer kleinen Übungsstunde im Freien. Es war ein wunderschöner sonniger Frühlingstag, und in der kleinen Soldatenniederlassung, die aus wenigen Bauernhäusern und viel selbstgebauten Unterständen bestand, regte es sich bald. Da schauten sie erst verstohlen und verschlafen heraus, was denn los sei, als die schwermütigen Klänge eines Liedes ertönten. Dann kamen sie näher und näher. Als aber die stramme Weise des alten Hohenfriedberger Marsches aufbrauste, da ging etwas wie ein Recken und Dehnen durch ihre Körper, als ob die Musik neues Blut durch ihre Adern triebe, neue Ströme von Energien durch ihre Nerven sendete. Am Nachmittag hatte der Divisionskommandeur, der schon am Zufall des Morgens nicht so ganz unbeteiligt war, eine andere Regimentskapelle zu einem Ständchen vor das Divisionsstabsquartier bestellt. Auch das war eine erst während des Krieges zusammengesetzte Kapelle eines Reserveregiments. Am Morgen konnten wir einen Kapellmeister des Charlottenburger Opernhauses bewundern, der jetzt als Unteroffizier dient und die Leute in ganz kurzer Zeit zu einer staunenswerten musikalischen Leistungsfähigkeit erzogen hat.

Aber auch am Nachmittag war die von einem ehemaligen Militärmusiker geleitete Kapelle ganz überraschend gut beisammen. Es lag ein riesenhafter Gutshof um das Stabsquartier herum, und in Ställen und Scheunen waren Pferde, Mannschaften, Lazarette und alles mögliche untergebracht. Da ertönte nun plötzlich die Musik, und es war reizend zu sehen, wie da Stalltür um Stalltür aufging und ein Mann nach dem anderen noch einmal rasch über den schmutzigen Uniformrock bürstete, die Mütze aufstülpte und herankam. Aus den Lazaretten humpelten die Leichtverwundeten heraus, auf Tragbahren stellte man die schwerer Verwundeten ins warme Sonnenlicht, damit sie am allgemeinen Genusse teilnehmen könnten, und am Ende stand um die Musik herum ein dichter Kreis von Offizieren und Mannschaften, als ob eine Kurmusik die Badegäste erfreue. Der liebenswürdige Divisionskommandeur hatte nicht nur seinen Gästen eine Aufmerksamkeit erwiesen, er hatte auch seinen Soldaten eine kleine Feiertagsstunde bereitet, die sie für kurze Zeit heraushob aus dem Einerlei des Dienstes und ihnen Genuß und Freude bereitete. —

Draußen in einem kleinen Wäldchen lag, von weißen Birkenstämmen umrahmt, ein großer freier Platz. Dort wollte der Kommandierende General ein Regiment begrüßen, das er aus seinem Verbande auf kurze Zeit abgegeben hatte und das nun nach ruhmvoller Erfüllung der ihm gestellten Aufgaben wieder unter seinen Befehl zurückgekommen war. Die Leute waren nach langer Eisenbahnfahrt und großen Märschen, nach harter Arbeit in Schützengräben und beim Sturm eben heimgekehrt. Blutige und verlustreiche Kämpfe lagen hinter ihnen, aber aus ihren Augen sprach auch das stolze Bewußtsein des erreichten Erfolges. Es war ein Ehrentag und ein Feiertag für sie, das fühlten sie wohl alle, wenn der Kommandierende selbst den weiten Weg zu ihnen heraus nicht scheute, um sie wieder

zu begrüßen. Und General v. Beseler, der Eroberer Antwerpens, wußte wohl, daß er in diesem Augenblicke mit seinem Worte die Gewalt eines Geistlichen hatte, der tief ins Herz seines Hörers greift. „Allemal, wenn ein General eine Bataille liefern will, so muß er damit einen importanten Zweck verbinden." Diese Worte Friedrichs des Großen stehen in großer sauberer Schrift im Arbeitszimmer seines Korps angeschlagen. Ich weiß nicht, ob sie aus Zufall oder mit Absicht dahin gekommen sind, aber sie fuhren mir in diesem Augenblick durch den Kopf. Und wenn der „importante Zweck", der Sieg, erreicht werden soll, dann muß zwischen Führer und Truppe eine Verbindung bestehen, die nicht nur in der Kommandogewalt begründet ist. Oft konnte man da draußen in Schützengräben und Unterständen dieses unsichtbare Band fühlen, das zwischen Offizieren und Mannschaften sich unmerklich schlang, das die Menschen mit gleicher Aufgabe, mit gleichen Leiden und Entbehrungen einander menschlich näher brachte, ohne daß deshalb etwa die Disziplin sich gelockert hätte. Nie spürte ich es deutlicher als jetzt, da der General zu den Leuten sich wandte. Er sprach nur wenige Sätze zu dem im Viereck vor ihm aufgestellten Regimente, dessen Kompagniefronten er abgeschritten hatte, um sich mit einzelnen Leuten zu unterhalten. Es waren Worte der Freude über die Tapferkeit des Regiments, Worte der Anerkennung und der Ermunterung. Es war eine kleine kunstvolle Predigt für Soldatenherzen, ein Hoheslied der Tapferkeit, ein von Siegesbewußtsein getragener Ruf zu neuen Taten. Der Boden dröhnte, als das Regiment dann in Zugfront im Parademarsch vorbeikam und die wuchtigen Klänge von „Preußens Gloria" in den Wald hineinbrausten. Im Sonnenglanze blinkten die neuen Eisernen Kreuze, die der General eben einigen zwanzig Helden überreicht hatte, aber noch viel glänzender und heller strahlten die Augen der Leute.

Noch einen deutschen Feiertag erlebte ich an der Front, den Festtag der Erinnerung an den Altreichskanzler. Da ging in manchem Schützengraben der Oberst zu seinen Leuten oder versammelte sie, wenn sie in Ruhestellung lagen, zu einer Ansprache und einem Parademarsch. Und am Abend flammten vor den Divisionsstabsquartieren die Holzstöße auf, und ein Fackelzug warf seinen Flackerschein hinauf zum sternübersäten Himmel. Auch beim Generalkommando des Korps Beseler gab es eine Bismarckfeier. Ein Generalkommando verfügt ja eigentlich über keine Truppen in seiner unmittelbaren Nähe, weil es entsprechend weit hinter der Kampffront zurückliegen muß. Aber die Stabswache, ein paar Kolonnenmannschaften, die Leute von einer Bäckereikolonne, unter denen sich noch von Antwerpens Zeiten her ein richtiger Matrose befand, und was man von solchen Formationen noch von überall her zusammenbekam, das ergab schließlich auch noch ein ganz stattliches Viereck um den Holzstoß, der da dunkel in die schwarze Nacht ragte, von spärlichem Fackellicht umlodert. Schwer und dumpf brummte aus der Ferne der Kanonendonner herüber, und ganz matt sah man am Horizont das Aufblitzen des Mündungsrohres der Geschütze, das jähe Aufflammen und Verlöschen der Leuchtraketen. General v. Beseler sprach nur knappe Sätze über den Schmied der deutschen Einheit, der die Grundlage zu dem Werke schuf, das sich jetzt so glänzend bewährt. Aber sie klangen auch hier so vollwuchtig und eindringlich, so gehämmert und beziehungsreich, daß sie von tiefer Wirkung waren. Wie ein Sturmwind brauste es über den Platz: „Deutschland, Deutschland über alles“, wie eine Jubelfanfare erscholl es unter der Begleitung rollender Kanonensalven: „Heil dir im Siegerkranz“. Die Flammen fuhren in den Holzstoß, und der Wind warf unzählige glühende Funken zum Himmel. Das Kaiserhoch erklang, und während die flammende

Garbe zum Himmel sprühte, spielte die Musik den Yorkschen Marsch und den Zapfenstreich. Dann versammelten sich die Stabsoffiziere in dem Gutshofe zum festlichen Mahle. Allzu üppig war das kleine Quartier nicht. Das einzige Groß-spurige daran war die Glocke, die, wenn sie zweimal zu Tisch läutete, so tat, als ob sie zu einem vornehmen Kurhotel gehörte und doch nur von einem belgischen Wasserwagen stammte. Kam man aber in den ersten Stock hinauf nach „Walhall", wo mit schönen Lettern angeschrieben stand: „Hier ruhen die Helden", was, in Prosa übersetzt, das Schlafzimmer der Hauptleute bedeutet, so war es da ganz kriegerisch einfach. Namentlich die Wurfgeschosse zur Abwehr gegen Schnarcher waren von verblüffend einfacher Konstruktion. Unten aber im Speisesaal, der mit Tannengrün und Papierservietten im Scheine der großen Petroleumlampe ein fast prunkvolles Bild bot, gab es ein köstliches Mahl von vielen Gängen. Und auch da sprach der General, ein Meister des Wortes, von dem großen Kanzler und der großen Zeit. Draußen erglühten die letzten Balken des Holz-stoßes, der bis zu den Russen die Kunde hinübergetragen hatte, daß Deutschlands Krieger das Wort ihres großen Kanzlers be-kräftigen, nur Gott und sonst nichts in der Welt zu fürchten.

5. Im Schützengraben bei den Bundesgenossen

K. u. k. Armeegruppenkommando, Petrikau, im April.

Man soll nie sagen, daß man nun wisse, was ein Schützengraben ist. Man kennt immer nur den einen, den man gesehen hat. Man sieht allerdings im Laufe eines monatelangen Feldzugs allmählich viele Dutzende. Da werden sie im feuchten Lehmboden gegraben, dort sind sie im Sande ausgehoben, hier werden sie nach Grubenarbeiterart kunst-



Schützengräben an der Pilica



Tragtiere, die Munition ins Gebirge bringen



Tragtiere bringen Kochkisten mit warmem Essen ins Gebirge



Deutsche Talsperre am Czyrak. Blick aus dem Flankengraben in die darunterliegenden Stellungen

gerecht ins Gestein gehauen, und dort wieder werden sie mit unendlicher Zähigkeit dem hart und tief gefrorenen Boden abgerungen. Und das ist das Haupterfordernis des ganzen Schützengrabens: Anpassung! Man fügt seine Linien so ins Gelände ein, daß sie am wenigsten auffallen, daß sie die Verteidigungsmöglichkeiten der Bodengestaltung am besten ausnutzen. Man paßt sich dem vorhandenen Material an und lernt damit arbeiten, man richtet sich nach dem Charakter des Kampfes und baut anders, wenn es sich um den flüchtigen Schützengraben beim Vortragen des Angriffs handelt, anders wenn das Erdwerk für den Stellungskampf einer Wochen und Monate währenden Verteidigung bestimmt ist. So etwas lernt sich in der Praxis recht rasch. Der liebenswürdige Feldmarschalleutnant, bei dessen Division wir in österreichischen Schützengräben weilen durften, erzählte uns mit Humor und guter Laune, wie man das früher im Manöver gemacht hat: „Na, also, mir san dann halt stehn blieb'n und hab'n halt den Schützengrob'n markiert." Denn zum Einbuddeln und Ausbauen sind sowohl die k. u. k. wie die deutschen Ackerböden zu kostbar gewesen, so teuer durfte das Manöver nicht werden.

Aber nun im Kriege hat man Lehrgeld bezahlt und hat's gelernt. Freilich, wenn man solche Waldmenschen im Regiment hat wie die ungarischen Rumänen, deren Regiment wir besuchten, dann muß es eine Freude sein, zu arbeiten. Diese ungarischen Wäldler sind prächtige Kerle, nicht allzusehr gebildet im Lesen und Schreiben, aber von hellem Verstand und von einer Handfertigkeit, wie sie für diese Art Bauerei gerade recht ist. Wälder mit solch unverbrauchtem Holzreichtum wie die des Zaren östlich der Pilica waren für sie eine gefundene Sache. Und nun soll der Zar einmal kommen und sich die Waldstadt „Hindenburg" ansehen. Sie ist eine kleine Festung

im Walde für sich, denn ringsherum liegen frühere Schützengräben, über die man längst hinausgedrungen ist und die man nur noch für alle Fälle als Reservestellungen instand hält. Davor liegen mächtige Baumkronen von Kiefern, aber vollständig abgeschält und kahl, so daß sie für den Feind ein schweres Hindernis bedeuten, dem Freund aber die Freiheit des Schuß- und Gesichtsfeldes nicht stören. Dieses Gewirr sieht aus, als ob Tausende mächtiger Hirschgeweihe zu einem großen, langen Hindernis gereiht und geschichtet worden wären. An anderen Stellen finden sich starke Drahthindernisse. Auf dem Arbeitsplatz des Städtchens Hindenburg wird noch immer an neuen derartigen Schutzmitteln emsig gearbeitet. Sonst macht die Stadt einen durchaus friedlichen Eindruck. Die schmucken Blockhütten mit den blanken Fensterscheiben, den sauberen Vorgärtchen, den kunstvollen Einrichtungen sind der Stolz des Bürgermeisters, der im Nebenberuf der Hauptmann seiner Einwohner ist. Da gibt es auch auf einem öffentlichen Platze richtige Gartenanlagen, eine ungarische Krone ist aus Buxbaum geschnitten, Teppichbeete sind angelegt, und es sollte nicht wundernehmen, wenn sie demnächst dort eine Gemüse- und Blumengärtnerei aufmachen werden. Wie fröhlich und zufrieden sind die Leute hier in ihrem eigentlichen Gebiet, im Walde. Da klingen Zitherklänge aus einer Hütte und schwermütige Soldatenweisen dazu, dort aber wird gescherzt und Karten gespielt, es wird gewaschen und sogar geplättet, und in einem Unterstand scheint gerade eine Vereinsversammlung bei der Sitzung zu sein. Dieses Hindenburg müßte mit all seinem Drum und Dran einmal auf eine Ausstellung für Werkkunst verpflanzt werden, da würde man sehen, was echte Volkskunst leisten kann.

Dann müßte man freilich auch die ganzen Schützengräben mit ausstellen, die weiter vorn liegen, und das böte seine

Schwierigkeiten. Tief unten in den sumpfigen Niederungen eines kleinen Flüßchens beginnt die befestigte Vorstellung. Da ist eine Mauer aus Sandsäcken errichtet, von Unterständen kann natürlich im tiefen Morast keine Rede sein, mußte man doch selbst für die Wachtposten einen Weg auf eingetriebenen Pfählen künstlich legen. Neben dem Sumpf aber steigt das Gelände steil an. Die Stellung am Waldesrand geht wohl einige zwanzig Meter in die Höhe, der Boden ist sandig und für Schützengräben an und für sich nur wenig geeignet. Da aber haben sich die Wäldler zu helfen gewußt. Aus der ganzen langen Linie ist eine einzige große und feste Brustwehr von starken Baumstämmen geworden. Der Schützengraben selbst ist tief eingeschnitten, und man kann aufrecht darin gehen, ohne jede Gefahr. Selbst auf dem schmalen, mit Holzstämmen unterlegten Bürgersteig, der etwas erhöht neben dem Grabenwege hergeht und auf dem die Wachtposten auf und ab wandeln, kann man den Kopf ruhig aufrecht tragen, denn der Russe kann nicht hereinsehen. Er liegt zwar drüben, kaum 180 Schritt entfernt, aber die Stellung ist so schußsicher, daß er allerhöchstens versuchen kann, in die schmalen Ritzen der Schießscharten hereinzufunken. Was die Rumänen hier an Schutzwällen gebaut haben, das ist ganz erstaunlich. Ihre Maschinengewehre sind in Blockhütten eingebettet, die Erinnerungen an Indianererzählungen auftauchen lassen. Ihre Minenwerfer, ihre Scheinwerfer und andere schöne Dinge, über die man besser nicht spricht, die man bei einem feindlichen Angriff nur selbst sprechen läßt, alles das ist so eingegraben und befestigt, als ob es für Zeit und Ewigkeit dastehen sollte. Die Gewehre, die schußbereit in den Schlitzen liegen, sind fein säuberlich zugedeckt, denn Sand und Wind sind schlimme Feinde, gegen die man sich schützen muß. Neben jedem Gewehr ist ein kleines Häuschen eigens errichtet, wie

ein Vogelbauer oder wie das Werk eines Kinderholzbaukastens; auch das dient dazu, die Munition vor Sand und Regen zu schützen. Hier und dort findet man auch eine Leiter, über die man nachts herausklettern kann, um das Vorgelände aufzuklären. Kürzlich, als man mit schwerer Artillerie und Minenwerfern die ganze feindliche Stellung über eine Stunde lang richtig zugedeckt hatte, da gingen sogar ein paar Kerle am hellichten Tage hinüber, um sich die Wirkung anzusehen und ein paar Russengewehre mitzubringen.

Allerdings, in der Nacht, bauten drüben die Russen ihre Stellungen wieder fein aus, sie schafften die vielen Hunderte von Toten, die das Artilleriefeuer zur Strecke gebracht hatte, weg, buddelten die ganze Nacht, und als man am anderen Morgen durch die Schießscharten sah, da erblickte man — ein Scherenfernrohr ist ja auf 180 Schritt Entfernung kaum nötig — mit bloßem Auge die neuen russischen Gräben, als ob es die alten von ehedem wären.

Die Russen haben hier sibirische Kerntruppen, die ebenso geschickt in der Verteidigung wie energisch zum Angriff sind. Immer und immer wieder brechen sie vor und gehen nur nach den schärfsten Verlusten zurück. Bei Tag ist es in den Stellungen fast friedlich still, kaum daß hier und da einmal ein Schuß fällt. Der schwere Brummer eines Geschützes aus den weit hinten liegenden Artilleriestellungen schreckt einen hier schon ordentlich auf. Aber bei Nacht, wenn die Patrouillen draußen vorgehen und Sicherungsposten in die Sumpfniederung vorgeschoben werden müssen, dann geht regelmäßig der Kampf an, der bis zum Morgengrauen alles in Atem hält. „Für uns haben wir halt die Nacht auf den nachmittag von 1 bis 4 Uhr verlegt," so erzählte ein Offizier, „da gönnen wir uns das Vergnügen, uns auszuziehen und zu schlafen, das wir nachts nicht haben können."

Es waren ausgezeichnet liebenswürdige Gastgeber, die uns diesen schönen Tag in den österreichischen Schützengräben erleben ließen. An Nationalitäten waren sie bunt gemischt, wie das ganze bundesbrüderliche Heer. Die Soldaten Rumänen und Ungarn, die Offiziere großenteils Ungarn, einer ein Pole, der Oberst ein Serbe, der Brigadier ein Wiener und der Divisionär ein Tiroler. Aber das Band der Kameradschaftlichkeit schien ebenso groß zu sein wie bei uns. Das traute „Du" der Offiziere unter sich wirkte zuerst ein wenig merkwürdig, besonders wenn es einmal heißt: „Du, Herr Hauptmann", oder „Du, Herr Major," aber daran gewöhnt man sich. Und alles andere, was wir zu sehen bekamen, war genau so mustergültig wie bei uns. Wie die Österreicher in den von ihnen besetzten Ortschaften ihre Straßenschilder anbringen, ihre Prinz-Eugen-, Kaiser-Franz-Joseph-, Kaiser-Wilhelm-, Hindenburg-, Dankl- und Erzherzog-Friedrich-Straße einführen, wie sie die polnischen Einwohner zu Straßenbauten heranziehen und mit Hilfe einer Dampfwalze sich eine prächtige Kolonnenstraße ausbauen, wie ihre Pioniere über die Pilica und die Czarma neue, feste Brücken geschlagen haben, alles das spricht für eine prächtige Ordnung hinter der Front. Auch was man an Pferde- und Kolonnenmaterial zu sehen bekommt, das ist gut, praktisch und sieht gepflegt aus. Und es scheint, daß auch die Polen im besetzten Lande mit dieser Verwaltung nicht unzufrieden sind.

II. Bei der deutschen Südarmee in den Karpathen

1. Der Winterkrieg in den Karpathen

Als um die Mitte Januar der Plan heranreifte, deutsche Truppen in die Karpathen zu entsenden, da zog eben der bisher so milde Wettergott strengere Saiten auf. Eine bittere Kälte setzte ein, und Schneestürme brausten über das Gebirge in die ungarische Ebene hinab. Starke Massen russischer Truppen drängten um diese Zeit die österreichisch-ungarischen Verteidiger über die wenig zur Verteidigung vorbereiteten Gebirgskämme zurück, öffneten sich die Täler und Pässe und schickten sich zum Marsche nach der Landeshauptstadt an. In diesen Januartagen befuhren deutsche Generalstabsoffiziere die Vorberge der Karpathen, um zu erkunden und vorzubereiten. Sie reisten in österreichischer Uniform, um nicht aufzufallen. Denn weder die Truppen, noch vor allem die russophiler Gesinnung stark verdächtigen ruthenischen Landeseinwohner sollten etwas von den neuen Plänen ahnen oder gar durch Spionage den Russen übermitteln können. Sollte der Schlag gelingen, so mußte er die Russen überraschend treffen. Das große Ziel war zunächst ein militärisch-politisches: Ungarn vom Feinde zu säubern, den Alp der Bedrohung der Hauptstadt vom Lande zu nehmen, dann aber sollte der Stoß über die Karpathen hinweg auch das belagerte Przemysl retten, die Festung entsetzen. Das erste wichtigste Ziel wurde erreicht: Ungarn ist zu Beginn des Maimonats

frei vom Feinde. Die Landeseinwohner atmen auf; mit Hoch Daitschland! und Eljenrufen begrüßen sie Truppen und Autos der Heeresleitung und werfen ihnen Maiglöckchen und duftenden Flieder in den Wagen. Ans zweite Ziel dagegen konnte man nicht gelangen: Przemysl fiel, ehe die Entsatztruppen über die Karpathen hinweg oder von der Bukowina her es erreichen konnten. Schuld der deutschen Südarmee ist das nicht; die Verhältnisse waren da stärker als sie.

Den Generalstäblern, die die Gegend abfuhren, um das Gelände kennen zu lernen und alle Hilfsmittel vorzubereiten, während schon die Züge ihre Truppen aus Polen und Deutschland heranrollten, war nicht gerade wohl ums Herz, als sie erkannten, wie schwer die Aufgabe sein würde. Da ragte ein stark zerklüftetes, an Tälern und Schluchten reiches Mittelgebirge auf, mit Kämmen und Gipfeln von 900 bis 1500 Meter Höhe, mit wenigen und schlechten Zufahrtsstraßen, mit eingleisigen Bahnen im Rücken. Zwei Meter hoch lag der Schnee, die Äste der Laubbäume in den Vorbergen krachten unter der drückenden Last zusammen, die Tannenzweige waren tief nach unten gebogen. Das sah anders aus als in Frankreich oder Polen, man schien in die schrofferen Teile der Südvogesen versetzt, und die Truppen, die hier eingesetzt wurden, waren Märker, Pommern und Westfalen, stammten aus Hessen oder vom Rhein und hatten zum größten Teil derartige Gebirge überhaupt noch nicht gesehen. Zu einem guten Prozentsatz waren es Städter, Ersatz aus industrieller Gegend, jedenfalls unvertraut mit Gebirge zur Winterszeit, nicht gewöhnt an die in Aussicht stehenden ungeheuren Anstrengungen.

Die Prüfung der vorhandenen Hilfsmittel und Ausrüstungsgegenstände ergab zudem, daß damit gar nicht durchzukommen war. Die Generalstäbler mußten zunächst die rein gedankliche Vorbereitung treffen und sich dann als Kaufleute niederlassen

und Fabrikbetriebe eröffnen. Man brauchte in erster Linie Schlitten, große zur Bespannung und kleine Rodel zum Ziehen. Es war ein großer und rascher Verbrauch an Pferdekräften vorauszusetzen, und Tiere mußten beschafft werden. In den Pässen waren Saum- und Tragtiere notwendig, für die ein neuer Holzsattel zum Aufschnallen und Aufhängen der Traglasten erdacht, praktisch erprobt und dann in Mengen hergestellt werden mußte. Es war vorauszusehen, daß die Verpflegung der Truppe in der vordersten Linie die größten Schwierigkeiten machen würde, man mußte also für ein ganzes Korps Schlächtereien auftun, um die Truppe möglichst zu entlasten und ihr fertige Ware zu liefern. Nebenbei bemerkt erschien das besonders gut hier im Gebirge, wo sonst eine Verwertung der Abfälle, der Häute und Felle usw. unmöglich gewesen wäre. Aber auch für Lazarette und Baracken mußte gesorgt werden. Man fand im Gebirge nur ein ziemlich unerschlossenes Land, Bauern ohne allzu große Bedürfnisse, mit alten Holzblockhäusern aus groben Baumstämmen roh zusammengefügt, auf Höhen und in Tälern zerstreut, selten nur zu einem größeren Dorfe vereint. Allerdings konnte hier nur das Allerdringendste geschehen, das Weitere mußte den einzelnen Stäben und dem erfinderischen Geiste in der Truppe selbst überlassen werden. Kaum aber waren diese Dinge erledigt, kaum waren Händler und Fabrikanten ausfindig gemacht und zu den Arbeiten herangezogen, kaum waren auch die frommen Juden mit sanftem Drucke so weit gebracht, daß sie im Interesse der Sache auch am Sabbat arbeiteten und arbeiten ließen, kaum waren Märkte ausgeschrieben, um Holz und Waren, Tragpferde und Schlachttiere zu bekommen, da war schon weiter zu denken an die Zukunft, an die Zeit der Schneeschmelze und der uferlosen reißenden Gebirgsbäche, der im tiefsten Schlamm und Schmutz grundlos werdenden Pässe.

Da brauchte man einen kleinen zweirädrigen Karren, das neue Fahrzeug mußte jetzt schon hergestellt, erprobt, abgeändert und verbessert werden, es mußte für ein oder zwei hintereinanderziehende Pferde konstruiert sein, leicht, aber fest, schmal und im Notfalle auch von menschlichen Arbeitskräften zu ziehen. Auch an den Vormarsch war zu denken, an die nötigen Ochsengespanne für die schwereren Lasten. Da gab es zwei Wochen lang weder bei Tag noch bei Nacht Ruhe; Besprechungen mit Fachleuten und Lieferanten, Besichtigungen, Vertragsabschlüsse, das löste sich in rascher Folge ab.

Inzwischen sammelten sich hinten die Truppen zum Vormarsch. So plötzlich war alles gekommen, daß die eiligen Transporte zum Teil in ungeheizten Zügen herangebracht werden mußten und eine große Zahl von Mannschaften bereits krank war, als es ans Ausladen und Vorrücken ging. Die Ärzte hatten alle Hände voll zu tun, die Stimmung war etwas gedrückt. Aber der gute Empfang bei der Bevölkerung und der nie versagende Humor der Leute taten bald ihre Wirkung. „Wir werden das Kind schon schaukeln," so las ich an einem Eisenbahnwagen mit dem Datum des 20. Januar! Immerhin, die Leute, die bisher Flanderns und Polens glatte Ebenen gesehen hatten und die schon gewohnt waren, wegwerfend über den berüchtigten „polnischen Winter" zu scherzen, der nur aus Wind und Regen bestand, sie machten jetzt große Augen, als die weißen Kuppen der hohen Berge in strahlender Wintersonne heruntergrüßten. Sie stampften durch den Schnee voran, immer weiter hinein in die Vorberge, in die Schluchten und Täler, in die winterliche Gebirgspracht bis zu den Stellungen, wo sie die müden österreichischen Landstürmer ablösten.

Und erst dann begann eigentlich der Winterkrieg in den Karpathen, dessen ungeheuerliche Anstrengungen man

leicht vergißt, wenn ein klarer Frühlingshimmel über sattem Grün blaut und wenn die warme Sonne Bäume und Gräser, Schneeglöckchen und Flieder zu neuem Dasein erweckt. Jetzt sprechen sie davon, wie man von einer schweren überstandenen Krankheit spricht, und fahren wohl auch mit der Hand über die Stirn, wie um die trüben Gedanken wegzuwischen, die da auftauchen wollen, Erinnerungen an gar viele, die dieses herrliche Frühjahr nicht mehr erleben sollten!

Die Kliva ist eine Bergkuppe von nur 803 Meter Höhe, aber sie beherrscht die Straße des Nagy-Ag-Tales und das Dörfchen Ökörmezö. Auf der Kliva aber sitzen die Russen, im Repenyetal dahinter stehen ihre schweren Haubitzen und schießen herüber, die Paßstraße ist gesperrt, Ökörmezö verlassen. Wenn man die Russen am Herabfluten in die Ebene hindern und wenn man sie zurücktreiben will, dann muß an der Kliva begonnen werden.

„Den Finger drauf, das nehmen wir." Aber mit dem Finger auf der Karte arbeitet nur der Feldherr und der Generalstäbler, nehmen muß es die Truppe.

Die Russen wissen natürlich längst, daß Deutsche da sind, das läßt sie ahnen, worum es sich handelt, und verdoppelt die Energie ihres Widerstandes. Langsam schieben sich die Angreifer nach vorn. Die Paßstraße selbst liegt unter feindlichem Feuer und ist natürlich für starke Kolonnen ungangbar. Man muß schon über die zahlreichen Kuppen und Vorberge hinweg, um heranzukommen. Da sind die Höhen, deren genaue Meterzahl jeder Mann weiß, der dabei war, 626, 509, 710, 477. Täler liegen dazwischen, Schluchten greifen tief ein. Die Truppe löst sich in dünne Linien auf. Im Gänsemarsch treten die Leute hintereinander und bahnen sich im zwei Meter hohen Schnee einen Pfad. Man muß langwierige Umgehungen machen, um überhaupt heranzukommen. Die Aufklärung ist

besonders schwer, denn der einzelne verirrt sich, versinkt im Schnee, ermattet und ist verloren. Besondere Vorsicht ist am Tage vonnöten, denn der blendend weiße Schnee läßt die dunkeln Gestalten scharf heraustreten. Langsam geht es voran, bis der Abend sinkt. Ein kurzes Ausruhen löst die Anstrengungen ab. Von Feldküche ist natürlich keine Rede, ein Stück hartes Brot, ein paar kalte Konserven müssen es tun, tun es auch, wenn der Soldat weiß, daß es gilt! Feuer darf nicht gemacht werden, damit der Russe die Stellungen nicht erkunden kann, von Eingraben ist keine Rede, denn man stampft ja in meterhohem Schnee über steinhartem Boden. Man hüllt sich dichter in den Mantel und ruht etwas. Dann geht es wieder voran, bergan, bergab. Der Schnee knistert und knirscht unter den Füßen, der Wind trägt von der Ferne den Klang von Gewehrschüssen herüber, eine Nebenkolonne muß dort in Kampf geraten sein. Plötzlich ein Knall und dann ein wildes langes Knattern. Der Feind hat auf seinen Vorstellungen in der klaren Mondnacht etwas entdeckt und zeigt seine Bereitschaft. Man antwortet nicht, bleibt still, das Feuer verhallt langsam. Ein paar Leichtverwundete werden notdürftig verbunden und zurückgeschickt, sie müssen sich schon selbst helfen und heimfinden. Die Toten bleiben einstweilen liegen. Voran heißt die Losung, nicht zu spät kommen, damit der Hauptangriff konzentrisch erfolgen kann und das Zurückbleiben und Fehlen einer Seitenkolonne nicht den ganzen Erfolg gefährdet. Telephon zurück und zu den Nachbarn gibt es natürlich noch nicht, alles bleibt dem einzelnen Führer überlassen, der nur hier und da zuverlässige Leute mit Meldungen in wichtigen Fällen zurückschicken kann. So geht es stumm und still eine lange, eiseskalte Nacht durch, und im Morgengrauen ist man glücklich unbemerkt an die Drahthindernisse einer feindlichen Vorstellung heran. Sie werden durchschnitten, man stürmt

durch, soweit man in zwei Meter hohem vereistem Schnee von Stürmen reden kann. Ein kurzer Kampf von Mann zu Mann, ein halbunterdrücktes Schreien und Tosen, die Russen fliehen und laufen einer anderen Kolonne in die Hand, die von der anderen Seite den Berg heransteigt. Keiner scheint durchzukommen, der erste Teil ist gelungen. Auf kleinen Rodelschlitten bekommen jetzt die Leute etwas Essen nach, auch ein paar Kochkisten sind darunter, selbstgebaute Holzkästen, deren heißen Inhalt, Kaffee und Suppe, die Leute gierig schlucken. Wie Feuer rinnt das hinab nach den 20 Stunden Schneestapferei. Man steckt auch schon Stangen ein, um den Weg für die Nachkommenden zu markieren, man bindet die Verwundeten auf die Rodel, ein Mann zieht und ein zweiter hält bremsend beim Abwärtsfahren hinten den Schlitten fest, um die verwundeten Kameraden möglichst zu schonen. Bewegungslos liegen sie bei 20 Grad Kälte, und der Weg zurück ist weit. Das Blut gefriert am Verband, die Kälte reißt und spannt an den Gliedern, gar mancher wird unten ankommen mit erfrorenem Fuß, mit erfrorenen Fingern. Denn noch sind die vom Roten Kreuz gestifteten Thermosflaschen nicht da, die, mit heißem Wasser gefüllt, um das verwundete Glied gebunden werden, um es warm zu halten. Noch gibt es auch erst wenig Stärkungsmittel, die wenigstens auf kurze Zeit etwas helfen. Einen festen Händedruck den Ärmsten, einen guten Wunsch auf den Weg, und dann geht die Kolonne weiter.

Der Tag wächst grau und neblig heran. Es schneit in dicken weichen Flocken. Bald schleichen weiße Schneemänner durchs Gelände. Die Kälte wird immer schlimmer; wer ohne Handschuhe den Gewehrlauf anfaßt, dem friert die Hand an den Stahl, und er muß die Haut daran lassen. Der Wind braust stärker und treibt und wirbelt die Flocken durcheinander. Kaum, daß man auf zehn Schritt noch den Vordermann

sieht. Durch das Heulen und Brausen kommt Kanonendonner. Unsere Artillerie ist endlich in Stellung gekommen und bereitet den Sturm auf die Kliva vor. Was das aber für Mühe gekostet hat! Dreißig Pferde haben ein leichtes Feldgeschütz gezogen, mit Flaschenzügen, die man auch selbst konstruiert hat, wurde gearbeitet, die Männer halfen. Pferde stürzten zusammen und verendeten, immer wieder mußte umgespannt werden, man trampelte den Schnee fest, um den Rädern eine Spur zu schaffen. Dann ging es zehn Meter voran und stockte wieder; der Kilometer war mit einer Stunde noch billig bezahlt. Aber am Ende war man da. Und nun hagelte es Schrapnells auf den Klivabuckel, daß den Russen der Atem verging. Immerhin harrten sie aus, trotz der Riesenverluste. Sie sind tapfer und treu, die in Finnland gedrillten Schützenregimenter; es sind wahrlich keine schlechten Truppen, mit denen man unter Schwierigkeiten, die ja schließlich auch für den Feind nur um wenig geringer waren als für uns, die Karpathen übersteigen konnte.

Die einzelnen Sturmkolonnen haben sich indes an die Kliva herangearbeitet, man hat Fühlung genommen, der Sturm kann beginnen. Die vordersten Leute stecken in weißen Schneemänteln, wie sie auch unsere Schneeschuhkompagnien tragen, um sich möglichst lange dem Feinde zu verbergen. Die Maschinengewehre werden auf den Rodelschlitten mitgeführt. Man klettert die Hänge hinan, die Russen beginnen zu feuern. Ihr Ziel ist ja gut, soweit das Schneetreiben die Sicht gestattet, unsere Verluste sind nicht gering. Aber das Unmögliche muß möglich werden. Die Artillerie stellt ihr Feuer ein, eine letzte Anstrengung setzt ein. Die Leute raffen die letzten Kräfte zusammen, sie klettern und fallen, sie erheben sich und taumeln weiter. Die Russen sind kaltblütige Schützen, die den Gegner herankommen lassen. Manch einen trifft noch auf dem

Gipfel die russische Kugel. Aber dann ist es endlich getan, der Rest der Russen streckt die Waffen, die Kliva ist in deutschem Besitz.

Wiederum folgt schwere Arbeit. Die Verwundeten, die Toten müssen geborgen werden, die Lebenden brauchen Ruhe, Ersatz muß herauf und muß die Sturmkolonnen ablösen. Aber vor allem muß die Artillerie herauf, unter allen Umständen, und dauerte es auch Tage. Denn die Kliva beherrscht einen schönen Teil der dahinterliegenden Höhen, und durch die Ausnutzung dieses kostbaren Besitzes kann man die Russen ein gut Stück zurückdrücken. Freilich, jeder Erfolg in diesen Bergen kann nur lokaler Natur sein. Neue Berge, neue Schluchten dehnen sich hinter den genommenen Stellungen, neue schwere Arbeit wartet der Sieger. Wie sich die Schlacht in solchen Bergen in eine Unsumme von Einzelgefechten auflöst, die an die Tatkraft und Intelligenz der Unterführer ebenso große Anforderungen stellen wie an die Fähigkeit der Gesamtleitung, alles zu überwachen und im Einklang zu halten, so teilt sich auch die Größe des Erfolges in viele Einzelerfolge.

Dieser Kampf um die Kliva war einer der ersten in der Geschichte der deutschen Südarmee, schwer wie alle späteren. Man findet nicht Worte genug, um zu schildern, was die Leute ausgehalten haben in diesem Gebiet mit den schlechten Unterkünften, da man jede Patrone, jeden Tropfen Wasser zum Kochen und jedes Brot auf dem Rücken von Tragtieren heraufbringen mußte. Was litten die Verwundeten, jene Helden des Schmerzes, die stundenlang herabgebracht werden mußten, ehe sie zur Ruhe kamen! Was für Opfer kostete nicht allein das Erfrieren von Gliedern, diese furchtbare Gefolgschaft des harten Regimentes von Schnee und Kälte in den Karpathen! Als einmal eine Kolonne vier Tage und Nächte sich durch russische Linien hindurch

vorgeschlichen hatte, ohne mehr Essen als nur die eisernen Rationen, ohne Trinken, ohne Feuer, fast ohne Ruhe, um einen Berg zu stürmen, der die russischen Linien beherrschte, da waren, als man zum Sturm ansetzen wollte, alle Läufe der Gewehre und Maschinengewehre fest eingefroren, nicht ein Schuß ging los, die ganze Kolonne mußte unverrichteter Dinge umkehren. Und solches Mißgeschick, das sich oft ereignete, machte weder Truppe noch Führer mutlos. Humor und Zähigkeit vereinten sich und ließen sie alle Opfer tragen. Den Karpathenschnee färbte manches deutschen Kriegers Blut, der Karpathenkrieg brach manches deutschen Soldaten körperliche und seelische Kraft, aber ungebrochen blieb der Mut und die sieghafte Zuversicht des ganzen Heeres auf glücklichen Ausgang.

2. Gebirgskrieg im Frühling

An der Czorna-Repa, Anfang Mai.

Von Munkacs, das an einer breiten Buchtung der Latorcza vor einem Hintergrunde noch schneebedeckter Karpathengipfel malerisch liegt, führt der Weg im Auto durch viel saubere und stille Dörfer. Steil aus dem Flachland steigt der Felsen auf, den der Griechenmüller durch sein Gedicht an Alexander Ypsilanti bekannt gemacht hat; in mildem rötlichem Schimmer liegt klar und scharf die Silhouette der alten Burg, die mit ihren schaurigen Gefängnislöchern noch vor drei Jahren den hundert ukrainischen Verschwörern von Lemberg als Gefängnis diente. Jetzt pilgern unsere Soldaten in freien Stunden herauf und singen von der Terrasse vor dem Freiheitsdenkmal ihre Heimatlieder in die grünenden Fluren der ungarischen Ebene hinab. Helle, frische Stimmen sind es, und das alte Volkslied: „Nach der Heimat möcht' ich wieder" klingt hier ansteckend schwermütig und herzbedrückend. Aber die Tochter

eines Notars, der, Gott weiß wie und warum, da oben wohnt, schmettert temperamentvoll ungarische Tanzlieder dazwischen, und ein junger österreichischer Kriegsfreiwilliger, ein 16 Jahre alter Gymnasiast aus der Ukraine, erzählt mit hellen Augen von der Freiheitssehnsucht seines Volkes.

In Munkacs spazieren heute am Sonnabend viel Juden einher, im vornehmen Kaftan aus Seide, mit dem breiten, an der Krempe mit Pelz eingefaßten „Schabbesdeckel". Es scheint, daß sie weit sauberer sind als ihre polnischen Brüder und daß es einen nicht unbeträchtlichen, wohlhabenden Mittelstand unter ihnen gibt. In den Dörfern drängen sich die Bauern zu den Märkten. Ihre Häuser liegen mit den kleinen Holzveranden beschaulich und sauber zwischen Kastanien und Fliederbüschen. Die ins Joch geschirrten Ochsen mit den mächtigen Hörnern ziehen schweren Schrittes hochbeladene Wagen, große Vieh- und Schafherden weiden an den Hängen; es duftet nach einem kleinen Regen frisch und köstlich, auf der mit blühenden Apfel- und Zwetschenbäumen besetzten Allee gleitet das Auto in schöner Fahrt voran. Allmählich schwinden die Steinhäuser, und der ursprünglichere Holzbau mit dem dicken Strohdach tritt hervor, man sieht mehr Ruthenen, diese Leute mit dem langen Kopfhaar und dem breiten Mund, in dem die Pfeife festgewachsen zu sein scheint. Die Männerkleidung, Hosen und Jacken aus hausgewebter Schafwolle mit blauer Litzeneinfassung, ist in ihrem grauweißen Tone schön und fast elegant zu nennen. Die Frauen tragen ein weißes grobleinenes Gewand mit rotem Gürtel und Aufschlägen, dazu reichliches Perlenhalsgehänge in buntschillernden Farben, buntgestickte Schürzen und die koketten Schnabelschuhe, aus einem Stück Leder gefertigt. Das Volk sieht gut aus, aber es ist passiv und, wenn man den vielen Erzählungen glauben darf, russenfreundlich und stets der Spionage verdächtig.



Jäger marschieren in den Karpathen



Geschützstellung an der 1218 m hohen Czorna Repa



Von Geschossen beschädigte ruthenische Holzkirche mit Friedhof am Zwinin



Die Burg von Munkacs mit dem Freiheitsdenkmal
In Munkacs lag lange das Oberkommando der Südarmee

In Huszt biegt die Straße aus der Ebene in die Vorberge der Karpathen ein und wendet sich im Nagy-Ag-Tale aufwärts. Breit strömt der Fluß, gespeist durch die schmelzenden Schneemassen der Berge, über Geröll und Steine, die Laubwälder des Tales, dessen Hänge stellenweise eng zusammentreten, erstrahlen im saftigsten Grün. Hier und dort lagern auf den Steinfeldern des Flußbettes die Soldaten, um zu rasten und abzukochen. Autos mit Munition und Proviant wirbeln den Staub der Paßstraße auf, österreichisch-ungarische wie deutsche Ersatzmannschaften müssen ihn schlucken, die in langen Kolonnen nach vorn streben. Man spürt so langsam, es wird allmählich wieder kriegerisch, und das Auge, das bisher durch den erwachenden Frühling und die herrliche Gegend gefesselt war, lenkt sich wieder der harten Wirklichkeit zu. K. u. k. Landstürmer schottern die Straße neu, eine Dampfwalze drückt den Belag fest ein. Denn noch kommen die Frühjahrsregen, und die stark befahrene Straße war schon nach der Schneeschmelze eine Quelle des Kummers für Führer wie für Kolonnen. In bunter Mischung sieht man Menschen und Einrichtungen der verbündeten Heere: die Etappenstationen, die Munitionsdepots, die Lazarettbaracken, die Straßenpolizei, alles ist halb deutsch, halb k. u. k. In dem langgestreckten Dorfe Ökörmező füllen Lazarette und Truppen die Häuser, von denen einige auch mit Stacheldraht umzogen sind: sie sind typhusverseucht, und ein eigener Posten hat darüber zu wachen, daß niemand von den Bewohnern das Haus verlasse. Auch die Synagoge dient jetzt militärischen Zwecken, und überall wachsen noch Holzbaracken aus der Erde, um vermehrte Unterkunftsmöglichkeiten zu schaffen.

An der hartumstrittenen Kliva vorbei führt die Straße bis Majdanka; dort bogen wir in das liebliche Holyatinkatal, in dem die Bauernhäuser gleich ganz anders aussehen,

schmäler und viel höher gebaut sind, aber gleich massig und grob gefügt, so, als ob sie zu Urväterzeiten auch nicht anders ausgesehen hätten, mit ganz einfachem Schmuck an den Balken der langen Veranden, einer Art Kerbschnitt, der mit der Axt hergestellt wird. Nirgendwo in Berg und Tal fehlt ein braunes Geflecht vor dem Hause, eine Art riesenhaften länglichen Weidenkorbs, in dem der Mais nahe beim Hause getrocknet wird; überall sieht man kleine luftige Gebäude, die nur aus vier Eckpfählen und einem darin laufenden, der Höhe nach beweglichen und verstellbaren Stroh- oder Schindeldach bestehen. Darunter schützt man Heu und Vorräte vor Schnee und Regen. Überall sind die Bauern jetzt bei der Frühjahrsarbeit; wo die Zugtiere fehlen, werden sie ihnen von den Truppen gegen Hergabe von Naturalien geliehen. Tarfalu fliegt vorbei, und bis Tarujfalu kann man, wenn auch auf schlechter Straße, im Auto vordringen. In Ökörmezö lag der Korpsstab, dessen Gast ich einige Tage lang war, und zwar als Zimmergenosse des Worpsweder Malers Vogeler, der mit seinen 42 Jahren als Kriegsfreiwilliger eingetreten ist, von den Oldenburger Dragonern zu der Schneeschuhkompagnie kam und jetzt dank der Einsicht eines kunstsinnigen Korpskommandeurs als vom Dienst befreiter Unteroffizier eifrigen Studien obliegt.

Will man von Tarujfalu aus, das ziemlich weit noch hinter unserer Frontlinie zurückliegt, zu den Schützengräben, so bleibt einem nichts anderes übrig, als einen festen Bergstock zu nehmen, das Ränzel auf den Rücken zu schnallen und auf Schusters Rappen zu reiten. Zwar haben sich ja auch unsere Pferde ans Kraxeln gewöhnt, und man kann mit ihnen schon schwierige Aufstiege machen, aber man schont sie doch, wo es geht, für den erwarteten Vormarsch, und man kommt zu Fuß ebenso rasch vorwärts. Denn es gilt von rund 600 auf etwa 1300 Meter zu steigen, auf die Czorna-Repa, eine be-

herrschende Kammhöhe mit prächtigem Rundblick. Man dachte einmal daran, wenn die Russen in gar zu gewaltiger Übermacht anrennen würden, sich von den jetzigen Frontstellungen in eine völlig uneinnehmbare Aufnahmestellung auf dem Kamm der Czorna-Repa zurückzuziehen. Dazu sind dort oben von österreichischen Sappeuren Unterkunftsräume in den felsigen Stein gehauen und Vorbereitungen zu Schützengräben getroffen worden, die sich zum Teil heute noch im tiefen Schnee hinziehen. Inzwischen aber sind alle diese Vorbereitungen für einen nicht wahrscheinlichen, sondern nur möglichen Fall überflüssig geworden dadurch, daß ein forscher Angriff unsere bislang ungünstigen Stellungen gewaltig verbesserte. Im großen ganzen war nämlich die Sache bisher so, daß die Russen die nicht mehr in Ungarn, sondern schon in Galizien liegende Kammhöhe des großen und des kleinen Czyrak besetzt hielten, die ungefähr mit der Czorna-Repa-Kammhöhe parallel verläuft. Dazwischen gab es unzählige kleine und große Berge, eine Überfülle von Schluchten und Einschnitten. Unser Angriff wurde mit großer Tapferkeit nach Erstürmung der Kliva und der vielen weiter nördlich gelegenen Querrücken des Gebirges schließlich bis dicht unter den Gipfel des Czyrak vorgetragen; die Höhe selbst aber konnte trotz mehrfacher Versuche nicht erklommen werden, und so gruben wir uns in einer Linie ein, die stellenweise bis auf 40 Meter an die Russen herankam, aber durchweg tiefer lag als die russischen Gräben. Beide Teile bauten ihre Gräben aus mit Drahtverhauen, Vorposten und allem, was dazu gehört. Daß wir dabei im Nachteil waren, was die Stellung angeht, war uns nicht verborgen, aber den Russen fehlte doch die Schneid zum Angriff im großen. Einzelne Teilangriffe scheiterten an der Wachsamkeit unserer Leute, die wiederum lange Zeit zu schwach waren, die Czyrakhöhe im feindlichen Feuer zu überrennen, bis das in

diesen Tagen endlich gelang. In den Senkungen und Tälern hinter den Schützengräben stand nun hüben und drüben leichte und schwere Artillerie und suchte die feindlichen Geschützstellungen zu fassen, Stabsquartiere, Munitionslager, Proviantämter und so fort zu zerstören.

Als wir die steile Höhe der Czorna-Repa erklommen hatten — trotz Kälte und spitzig-harter Hagelschauer wurde uns recht warm dabei —, da war das Bild so klar vor uns, als ob eine Reliefkarte daläge: drüben auf den Czyrakhöhen die russischen Linien, die deutschen Gräben etwas tiefer darunter, dazwischen Anhöhen und Tannen, die hier in den Karpathen weniger in Wäldern als in Gruppen zusammenstehen. Dumpfer Kanonendonner brüllte aus den Tälern und verhallte mit langem Echo an den Bergwänden; weiße Schrapnellwolken sprangen über dunklem Tannengrün auf, und der Rauch zog langsam über die Wipfel; auch schwere, tiefbraune Erdfontänen stiegen hoch und zeigten den Einschlag großer Kaliber. Langsam und unregelmäßig knatterte Gewehrfeuer dazwischen, als ob friedliche Jäger irgendwo fröhlichem Weidwerk oblägen. Und dicht hinter der Frontlinie gingen die Ochsen unter dem Joche und die Pferde in den Geschirren, die Bauern pflügten und arbeiteten, schwarze und weiße Schafe, starkhornige Rindviehherden, gefesselte Pferde grasten ruhig auf den Wiesenhängen. Winzig klein lagen die braunen Bauernhäuschen unten im Tale, und überall, wohin die feindlichen Scherenfernrohre nicht reichten und wo man nicht „eingesehen“ werden konnte, entwickelte sich dabei ein buntes soldatisches Gebirgs- und Kurleben. Die Felsbäche brausten zu Tale, dicke Schneedecken lagen noch in den Senken und lösten sich jetzt im Sonnenbrand, vereinzelt wagten sich auch schon Anemonen, blaue Karpathenanemonen, und weiße Schneeglöckchen hervor. Die Sonnenstrahlen tanzten lustig über Täler und Höhen,

küßten die Blumen und erweckten die Lebensgeister der Natur, alles blühte, grünte dem Licht entgegen, während donnernde Kanonen und knatternde Gewehre unbeirrt ihre todspendende Sprache der Nacht und der Finsternis redeten.

Wie schnell und wie glücklich doch die Menschen vergessen können! Da stehen Feldgeschütze in über 1000 Meter Höhe und schwatzende, lustige Artilleristen dabei. War es wirklich eine Arbeit von Wochen, von ungezählten Pferden, von ungeahnten Mühsalen, sie hier heraufzuschaffen? Freilich, aber der Frühling ist so schön, die Sonne so warm, und es gibt heute (zweimal wöchentlich!) frische Wurst aus der fürsorglichen Korpsschlächterei von unten. Den Sommer wollen sie alle gern noch hier erleben, heiß wird er wohl werden, jedoch die Stadtkinder haben Berg und Wald rasch sehr lieb gewonnen. Aber auch den Winter noch einmal? Da lachen sie ein wenig verlegen, und ein bärtiger Unteroffizier spricht für sie alle: „Wenn es sein muß, muß es halt sein." Sie nicken alle, aber sie denken doch einen Augenblick an Schnee und Eis, an die Kälte, an die Nächte, an die verlorenen Kameraden. Bis die frische Wurst kommt, ihr vergessenden Glücklichen!

Maultiere ziehen über den Saum, Pferde mit Holzsätteln, Munitionskisten sind ihnen aufgeschnallt, in Korbgeflechten hängen ihnen schwere Geschosse um die Lenden. Sie tragen auch Kochkisten und Brotkörbe, Postsäcke und Wasserbehälter. Denn alles, alles muß mühsam heraufgebracht werden, sogar Wasser in die bachreichen Berge. Denn das Wasser oben ist trügerisch. Im Winter sank wohl gar mancher in den Schnee, den sie nicht wieder fanden, die Schneeschmelze befreite den Körper zur Frühlingszeit, und die Wasser laufen um die Körper von toten Menschen und Tieren und tragen nun giftige Keime mit fort. Ungekochtes Wasser zu trinken, muß streng verboten bleiben, mag die Sonne noch so heiß

brennen. Dafür gibt es zur Belohnung auch hier und da einmal ein Fäßchen Bier, so klein zwar, daß das Tragtier rechts und links eines tragen kann, aber doch eben Bier. Stolz und selbstbewußt kutschiert da einer im Tandem über den Bergpaß. Das Wägelchen ist zweirädrig und schmal, es kann überall fahren und lädt doch so seine drei bis fünf Zentner. Auch Verwundete werden so transportiert, der Wagen ist dann nur etwas länger, mit schiefer Wand, um dem Kopf eine Stütze zu geben, mit einem Strohsack, um die harten Stöße des ungefederten Wagens zu mildern, mit Gurten und Riemen, um den Kranken festzuschnallen, und schließlich mit einem Pferd, das hinter den Karren gespannt wird und dadurch bergab den Wagen bremsen kann. Es ist eine harte Leidenszeit für die Armen, aber das Menschenmöglichste ist für sie getan. Unten in einer schmalen Paßstraße treffen wir einen solchen kleinen Karrenwagen, der in dem Morast umgestürzt ist. Zitternd steht das Pferd dabei, mit einer Dreckkruste überladen, man muß nun erst ein paar Tragtiere holen, um die Munition an Ort und Stelle zu bringen. Auch so etwas kommt häufig vor, der regenreiche Frühling hat seine Tücken für die Truppe, aber es muß eben alles überwunden werden.

Die Nacht verbrachten wir als Gäste eines Brigadestabs in einem kleinen Bauerndorfe, das im Bereich des russischen Artilleriefeuers lag und schon gar manche Spuren davon aufwies. Ein früheres Brigadestabsquartier, ein Proviantamt, ein Munitionsdepot hatten in Eile geräumt werden müssen. Wir wurden auf die vorhandenen Quartiere verteilt, ich selbst schlief beim Feldgeistlichen in einem alten Kuhstall, einem aus groben Stämmen gefügten niederen Häuschen mit mächtigem Dach. Die Holzdielen waren reingefegt, die durch die Mitte laufende Mistrinne ebenso, die Ritzen in der Wand hatte schon der Pfarrer mit Kuhmist verstopft, aber es zog doch ganz

jämmerlich in der frischkühlen Nacht auf der luftigen Berghöhe. Immerhin war das Quartier herrlich: das Stroh war läusefrei. Meine Begleitoffiziere, die beim Ortspfarrer im Pfarrhaus lagen, hatten es darin schlechter getroffen.

Am andern Tage kletterten wir durch Auen und Wälder in die Schützengräben. In Frankfurt a. M. aufgestellte Regimenter lagen da, Offenbacher, Mainzer, Wiesbadener Kinder, die alle bisher den Taunus als den Inbegriff des Hochgebirges geschätzt hatten und die nun bergauf, bergab in den Gräben lagen, mit der wundervollen Aussicht durch die Schießscharten auf Täler und Schneegipfel. Da gab es wahre Wunderwerke der Technik im Schützengrabenbau und vor allem eine Talsperre, der man nur hätte wünschen können, die Russen wären wirklich zum Angriff da hereingekommen. Da sah man nämlich hinter den Drahtverhauen Gräben, nicht nur mit aufgeworfenen Wällen zur Deckung gegen feindliche Kugeln, sondern auch mit Wällen und Mauern zur Rückendeckung gegen das eigene Maschinengewehrfeuer, das aus vier oder fünf übereinanderliegenden und sich gegenseitig flankierenden Gräben auf den Angreifer niederprasseln sollte. Dazu natürlich ein ausgedehntes Telephonnetz, Scheinwerfer und was alles dazu gehört. Die Schneeschuhkompagnie stand jetzt da auf Vorposten. Aber mit Ausnahme einer einzigen Gewehrkugel, die dicht über unsere Köpfe wegsauste, ereignete sich gar nichts. Das Gewehrknattern schwoll an, ebbte ab, schlief zeitweise ein. Vorn in seinem Beobachtungsstand sah ein Artillerieoffizier den Russen zu, wie sie in ihrem Gebiet eine Brücke reparierten, die leider für seine Geschütze unerreichbar war. Durchs Scherenfernrohr war der Blick wundervoll weit, gar manches Friedhofskreuz stand da mit frischem Holz im Grün der Felder.

Wir kletterten im Sonnenglanze wieder steil bergan, über Schneefelder und mit Schneeglöckchen besäte Matten. Spät

abends kamen wir ins Quartier, nach 18 Stunden Fußmarsch in zwei Tagen. Aber die Jägertruppe, die uns unterwegs begegnete, als sie in ihrem Feldgrau so malerisch die grünen Hänge bergan kletterte, wurde an verschiedenen Teilen der unendlich langen Front eingesetzt und konnte von ganz anderen Marschleistungen erzählen. Und ihr junger Kriegsfreiwilliger hätte die Laute nicht hergegeben, selbst wenn die Last noch größer, die Sonne noch heißer, der Weg noch länger gewesen wäre.

Glühend sank die Sonne in ihr Bergbett, und ein kupfernes Rot lag schimmernd über den Kuppen, als unser Auto talabwärts fuhr.

3. Es geht voran!

Alsó-Vereczke, im Mai.

Brennend sticht die Sonne zwischen gewitterschwangeren Wolken ins Tal. Man munkelt allerhand unten in Munkacs. Chauffeure, die alles immer am besten wissen, weil jeder von ihnen immer gerade den Chef zu der entscheidenden wichtigen Tour gefahren hat, erzählen, daß es an der Front gut stehe. Das ganze Städtchen weiß es und spricht davon, die Stabsoffiziere pfeifen vergnügt vor sich hin. Die Russen weichen auf der ganzen Linie: es geht voran!

Unser Auto windet sich talaufwärts, zwischen Schweine- und Viehherden durch, an rastenden Kolonnen vorbei, deren Tiere sich in der Flußniederung am kühlen Wasser gütlich tun. Eine lange Kolonne von Sanitätsautos kommt herab. Wie eine Schlange aus Staub sieht die Straße aus, wie mit Mehl gepudert erscheinen die Fahrer. Bald, ihr armen Verwundeten, werdet ihr Ruhe und Labung, sorgsame Pflege und Heilung finden!

Alſo-Vereczke, wer kannte wohl das kleine Dorf, das da im Tal ſich an den Hängen über dem Fluſſe hinzieht? Der Stab des Korps Bothmers liegt jetzt da und iſt untergebracht, wie eben ein Stab in einem Karpathendorf leben kann. Da iſt ein Pfarrhaus, eine Schule, ein Wohnhaus. Die Ruſſen haben beim Rückzug die größeren Häuſer angeſteckt, und nur die Umfaſſungsmauern ſtanden, als man ankam. Die Pioniere haben raſch Holzdächer mit Dachpappenſchutz aufgeſetzt. Nun mag es zwar bei manchem Gewitterregen irgendwo herabträufeln, dann ſchiebt man eben den Strohſack weg und ſtellt die blecherne Waſchſchüſſel dafür hin. Oder man hängt, wenn man im Poſtamte iſt, den Poſtbeutel zur Seite, damit die Adreſſen nicht feucht werden. Stab, Poſt, Offiziere, alles iſt ſo untergebracht, einfach, weil es Beſſeres nicht gibt. Was alles in ſolchem Neſte herumwimmelt! Da ſteht eine Fleiſchkraftwagenkolonne, dort ſieht man Kraftwagen für Brot und Munition, unaufhörlich rattert und ſtaubt das durch, Pferdewagen ſtauen ſich in langen Ketten an, und Gendarmen fegen auf flinken Pferden durch, um Ordnung und Bewegung in das ſtockende Knäuel zu bringen. Alle Dialekte ſchwirren herum: Berliner und märkiſcher Witz miſcht ſich mit bayeriſcher Derbheit, Wiener breite Gemütlichkeit mit ungariſch-deutſchen Sprachverſuchen. Wer noch aus all dieſen Formationen klug würde? Es geht einem ganz wirr durcheinander, wo ſie alle aufgeſtellt ſind, wohin abkommandiert, abgegeben, zugeteilt. Daß es in dieſem Hexenkeſſel von Truppengattungen eine Ordnung gebe, daß jeder an ſeinem Orte ſeine Unterkunft, ſeine Verpflegung finde, faſt ſcheint es undenkbar. Und doch iſt das Gewimmel nur ſcheinbar, doch ſteckt eine ſtreng befolgte Regel und Ordnung in allem und jedem Geſchehen.

Hier iſt es kein Geheimnis mehr, daß es vorn an der Front vorangeht. Lange Reihen von Verwundeten kommen

an, mit Zetteln auf der Brust, worauf geschrieben steht, was ihnen fehlt, was ihnen not tut. Sie erzählen vom Sturm, wie es durch Gräben und Drahtverhaue, über Berge und Täler immer voranging. Sie alle hatten genug des Schützengrabenlebens, sie wollten voran, durch. Die großen Erfolge der Mackensen-Armee im Nordwesten hatte man ihnen vorgelesen, sie fühlten, daß der Russe einem kraftvollen Sturm nicht standhalten werde, und so sprang es wie ein elektrischer Funke durch diese Truppen: es muß auch hier vorangehen! Und was monatelang nicht gelungen, jetzt ging es. Sie erzählen, wie rasch man vorwärts kam und welche Freude das macht, wenn man einmal keine Schützengräben mehr sieht, sondern vor kann. Manche schöne Bequemlichkeit in der Verpflegung und im Postempfang fehlt ja, aber man lebt gern ein paar Tage schlechter, wenn erst die Russen fliehen. Wie ein Alp ist es von allen gefallen, daß nun wieder Fluß in die Linien gekommen ist. Das war ein Stürmen! Als ob ein Bienenschwarm losgelassen sei, so stürzten sie auf die Russen, die Führer mußten fast mehr bremsen als anspornen, alle russischen Nachhuten wurden durchbrochen. Die Verwundeten wissen nicht viel von der Lage, weder im großen, noch im kleinen. Alle diese Erinnerungen kommen erst später und werden dann mit Gehörtem und Gelesenem zu neuen Heldentaten vermengt!

Es geht voran! Auch der Stab trifft seine Vorbereitungen, schon sind Offiziere vorn, um die Quartiere zu belegen, schon sind die Telegraphentruppen vorn, um die Leitungen zu ziehen. Die Verfolgung des Feindes geht so rasch, daß man kaum genau weiß, wo jetzt die eigenen Linien stehen; Meldungen kommen, man läuft zur Karte, niemand dachte, daß man so rasch schon den Ort hätte erreichen können, allgemeine Freude herrscht.

Die Dorfstraße führt auf einer Brücke über die Latorcza. Unten am Fluß sind einige hundert russische Gefangene aufgestellt zum Verhör, nachdem schon Tausende in diesen Tagen in langen Ketten hinab zur Bahnstation gebracht worden sind. Da stehen sie, famose, gutgewachsene Kerle, blonde Haare, blaue Augen. Nicht einer, der da nach Hunger und Verpflegungsmangel aussähe, nicht ein einziger, der schlechte Schuhe, zerrissene Uniform hätte. Freilich, man sieht nicht salonfähig aus, wenn man aus der Schlacht kommt und stundenlang im Staub der Landstraße ging, aber ob sie noch die Winteruniform oder schon die Sommerbluse tragen — sie machen durchweg einen guten Eindruck, wie sie da nach Formationen und Truppenteilen befragt werden. Drüben an den Flußhängen weiden die Pferde, und die Burschen führen eben die Reittiere zur Tränke. Da zucken Blitze, dumpf grollt der Donnerschlag durch das Tal, schwere Tropfen fallen. Gierig saugen die Gräser das frische Naß, und die Menschen atmen auf, daß endlich der Staub etwas gebunden werde. Die Russen hängen die Mäntel um und ziehen zu zweien zur Küche, wo man ihnen Suppe und Brot verabreicht.

In Alsó-Vereczke gibt es auch ein Offiziersheim, das den Namen des Korpskommandeurs, des Grafen Bothmer, trägt. Eine Block- und Bretterhütte mit ein paar schmalen Zimmern zu je vier Bretterkästen als Betten. Ein Herr k. u. k. „Laitnant" ist Chef des Betriebs. Er hat ausverkauft, ich habe das letzte Bett bekommen. „Also du kannst einen Rotwein und einen Kaffee haben," und kalte Küche gibt es auch! Ein Holztisch ist da, auf meinem Koffer sitze ich am Fenster und schreibe. Draußen duften Feldküchen, und auf sanft ansteigenden Höhen weiden die Kühe. Die Vögel zwitschern in den Blütenbäumen, ein frischer Abendwind bläst von den Bergen. Hinten an der Straße donnern die Kolonnen, und Ersatzmannschaft zieht

singend in das glühende Abendrot hinein, das hinterm Berge leuchtet. Und morgen um 5 Uhr geht es auf einer Fleischkraftwagenkolonne nach vorn!

4. Mit dem Troß der Sieger

Skole, Mitte Mai.

Als die Fleischkraftwagenkolonne des Nachts gegen 2 Uhr ins Quartier zurückkam, erwartete sie der Befehl, um 5½ Uhr zu laden und über die Pässe nach Tucholka zu fahren. Der Befehl führende Leutnant ließ die Ersatzfahrer rufen, um seinen angestrengten Leuten einen Urlaubstag zu gewähren. Aber kein Fahrer gab für solch schwierige Fahrt seinen Wagen aus der Hand, keiner wollte im Augenblick der höchsten Wichtigkeit der Kolonnen, des allgemeinen Vorrückens, zurückbleiben. Punkt 5½ Uhr stand die Kolonne zum Laden bereit, frisch, eifrig. Da man in unserem Viererabteil des Offiziersheims wegen des geradezu übermenschlichen Schnarchens eines k. u. k. Oberleutnants doch nicht hatte schlafen können, war ich ebenso pünktlich zur Stelle, um im Auto des Kolonnenführers die Fahrt mitzumachen. Ein frischer Bergwind blies ins Latorczatal, und graue Nebelschwaden hingen um die Bergkuppen. Aus tief dunkelblauen Wolken kam hier und da ein kräftig nasser Schauer. Es ging toll zu auf dem Ladeplatz, ein halbes Dutzend Lastwagenkolonnen lud zu gleicher Zeit, und da solch eine Kolonne zu 10 Wagen etwa 25 Tonnen faßt — annähernd 80 vierspännige Pferdewagen wären zur gleichen Leistung nötig und brauchten zwei volle Tage, während die Autokolonne das gleiche in knapp einem Tage schafft! —, so hatten die russischen Gefangenen mächtig zu schleppen. Da verschwanden Säcke mit Hafer und Kartoffeln, Ausrüstungs-

stücke und Munitionskisten hinter den Plandecken, und Wagen um Wagen ratterte davon. Stundenlang fuhren wir dann die Paßstraße hinauf, auf der eine einzige Riesenschlange von Kolonnen sich bergan wand. Mächtige deutsche Vierergespanne schleppten die schweren Proviantwagen voran, im Sechserzug donnerten Haubitzen und Protzen über die Holzbrücken, dazwischen kutschierten leichte galizische Wägelchen mit mageren, abgetriebenen Gäulen, in Seitentälern „menagierten" österreichische Truppen, was sie mit Liebe und Ausdauer zu tun pflegen, und es gab trotz des feuchten Nebelgraus manch lebhaft buntes Bild.

Aber welch eine trotz aller Ausbesserungen und Aufschotterungen zerfahrene, schlammige Straße! Da rutschen die Autos zur Seite ab, dort können die ermüdeten Pferde die Hufe aus dem zähen Brei nicht mehr heben und sinken kraftlos um. Und erst wenn es in steilen Serpentinen aufwärts geht! Da kocht ein Kühler, hier reißt ein Ventilatorriemen; alle Augenblick gibt es einen Halt, stockt die Kolonne. In den Biegungen fassen die Räder nicht im Schlamm, und man muß Ketten und Tannenzweige unterschieben, damit sie wieder anpacken. Alles legt mit Hand an, der Führer ermuntert die Fahrer und packt sie bei der Chauffeurehre, und es hilft sogar, wenn man dem Wagen selbst gut zuredet und ihm schlimmstenfalls auf die Plandecke mit der Reitgerte ein paar Stockprügel gibt! Und ist die Straße noch so verstopft, einmal lösen sich die Knäuel, es kommt wieder Fluß und Bewegung in den Riesenkörper der vorkriechenden Kolonnenschlange, und es geht weiter. Die Zweikaiserstadt wird erreicht, eine riesige Barackenstadt, die an Stelle der niedergebrannten Häuser von Kimiec auf der Paßhöhe errichtet ist, dann geht es wieder in scharfen Windungen abwärts ins Klimczankatal, um schließlich zum schwierigsten Teil der Fahrt, zur 1000 Meter hohen Kuppe

des Lysapasses, steil hinanzuführen. Um den Berg ist vor Wochen scharf gekämpft worden, aber nur noch Gräber mit hellen Kreuzen berichten von jenen Tagen. Oben auf der Lysahöhe wird eben ein neues Magazin eröffnet, zunächst hat man noch keine Baracken zur Verfügung, die Lastautos werfen ihren Inhalt einfach in den Straßengraben, und Pferdekolonnen nehmen ihn ebenso rasch wieder auf, um ihn weiter vor zur Front zu bringen. Es wimmelt hier alles durcheinander wie in einem Bienenstock, und doch waltet unsichtbar eine ordnende Hand, das Rad einer Maschine läuft gleichmäßig seinen unbeirrbaren Gang.

Unsere Kolonne fährt steil hinunter ins Tal von Tucholka, auf einem aus vielen Zehntausenden von Baumstämmen gebauten Knüppeldamm, der an den Straßenbiegungen wie eine Radrennbahn nach oben gebogen ist. Von Tucholka ist das Divisionsstabsquartier schon weit vorangezogen, nur Trains, Bagagen und Kolonnen füllen noch den Ort. Gerüchte schwirren, K.K., das heißt Kolonnenklatsch, etwas derber in der Soldatensprache ausgedrückt: Latrinenparole! Unsere Vorhut hat Stryj erreicht, die Russen fliehen, Italien hat an die Türkei den Krieg erklärt, und was dergleichen mehr ist. Unsinn, glaubt nur, was ihr seht, der harte Krieg lehrt Tatsachen schätzen! In der Offiziersspeiseanstalt waltet ein Offiziersstellvertreter seines Amtes als züchtige Hausfrau, und es gibt für winddurchfrorene und regendurchnäßte Reisende ein Mittagsmahl an gedeckten Tischen, eine Speisekarte zur Auswahl sogar — — köstlich, unbezahlbar!

Hinter der langgestreckten Holzbaracke des Lazaretts liegen auf dem großen Gottesacker viele hundert Opfer des Zwininrückens, der dort hinter dem Dauzkihöhenzug drohend seinen Gipfel ragen läßt. In die unendlichen Kreuzesreihen leuchtet jetzt die aus Wolkenwänden durchgedrungene blutrote Abendsonne.

An einem Grabe heißt es: „Es starb für das Vaterland der Gefreite Professor Dr. Meyer", am anderen nur: „Hier ruhen deutsche Kameraden." Die Sanitätskompagnie hat den Helden des Zwinin aus Holz ein großes Denkmal errichtet, das man später, genau so, wie es ist, schlicht und edel in der Form, weithin leuchtend und sichtbar von allen Höhen des Karpathenkammes, in Stein wird meißeln müssen:

„Wie Ihr gestürmt den Zwinin als ruhmgekrönte Helden,
Wie Ihr geblutet im Schnee und starrendem Eis,
Das soll das schlichte Denkmal dereinst der Nachwelt melden
Als unsrer Bundestreue schönsten Beweis!"

Wir klimmen die steile Dauzkihöhe hinan und haben den ganzen Kamm des Zwinin vor uns, wie er steil und schroff auf 900 bis 1100 Meter ansteigt. Nur selten unterbrechen Baumgruppen das saftige Grün der Matten, um so häufiger aber Schützengräben, Granatenlöcher. Rechts ragt ebenso jäh der Ostrog aus dem Tale auf, und zwischen den beiden Bergspitzen hindurch schlängelt sich das Tal der Orawa nach Kuziowa, flankiert noch vom Ostryberge. Kaum ist es zu fassen, daß solche Berge im Frontalangriff überhaupt genommen werden konnten, wo russischer Graben um Graben in Schnee und Eis erstürmt werden mußte gegen einen tapferen Gegner, der nicht leicht zu erschüttern war. Die Tage des 9. und 25. zum 26. April, da der letzte Sturm die Kuppen in unsere Hand brachte, das sind Ehrentage der deutschen Südarmee, wie die Geschichte nur wenige kennt. Freilich, schaurig waren die Opfer auf beiden Seiten. Die Berge der zehntausend Toten wird man den Zwinin und den Ostrog in der Kriegsgeschichte dereinst nennen. Und wer sie mitgemacht hat, diese Wintertage an dem Berghang mit ihrem Schneegestöber und Kugelregen, diese Nächte mit ihren Massenangriffen und Minensprengungen, wer die Kameraden da in den weichen,

weißen Schnee versinken sah, der sich so schnell wieder mit Flocken schloß, um erst unter den Strahlen der Frühjahrssonne seine Opfer wieder freizugeben — —, der blickt aus den Augen wie der junge Leutnant, der mich begleitet und eben aus dem Lazarett wieder zur Front reist: wehmütig sinnend, traumverloren, versunken in Gedanken, die jene großen, schweren Tage wieder heraufbeschwören.

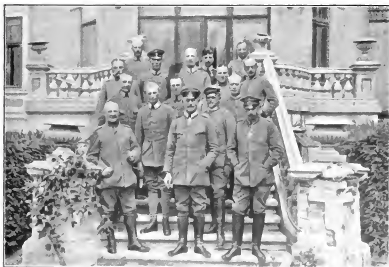
Wir bleiben Reisekameraden, der junge Leutnant und ich, und nur des Nachts rücke ich ein wenig von ihm ab, weil er gräßlich verlaust ist. Aber schon in der nächsten Nacht kann auch diese trennende Schranke fallen, denn mich juckt es bedenklich. Schadet nichts, Karpathenerinnerungen! Keiner wird ja ohne sie wiederkehren.

Schon am Morgen in aller Frühe schiebt sich der Zug der Kolonnen wieder voran, Autos von Stäben und der Armeeleitung tuten und blasen sich durch, Züge von Gefangenen werden zurückgebracht. Eine Fuhrparkkolonne nimmt diesmal unser Gepäck auf, und wir lassen uns vom Strom treiben. Wie wundervoll ist dieses lange, schmale Band von weißen Plandecken im Frühlingsgrün, wie es sich dreht und biegt und schiebt und dehnt. Wie rasch klappt das, wenn einmal eine kleine Stockung eintritt und ein Führer schnell seine Pferde aus dem Talbach tränken läßt, bis es plötzlich wieder einen Ruck gibt und die vielen Hunderte von Wagen wieder langsam in Schwung kommen. Endlos, endlos diese Reihen, die dem siegreich vordringenden Heere nachdrängen, es zu stärken und zu bewaffnen, damit ihm der Erfolg nicht ungenützt enteile.

Der Zwinin und der Ostrog erscheinen nun im Rücken, und zu beiden Seiten des Tales ziehen sich stundenlang Drahtverhaue, Gräben und Artilleriestellungen der Russen, ganze Bretterbudenstädte, in denen ihre Reserven lagen, Talsperren, Hindernisse. Wie Siebe durchlöchert sind die Hänge von den



Vormarsch der Kolonnen zur Lysahöhe



Stab der III. Gardedivision
General von Friedeburg



Ungarische Ochsengespanne der deutschen Truppen, die aus den Karpathen mit nach Galizien kamen



Auf dem Feldherrnhügel

Von rechts nach links: Kommandierender General Exzellenz von Bothmer, Chef des Stabes der Südarmee Generalmajor von Stolzmann, ein österreichischer Verbindungsoffizier, Oberkommandierender Exzellenz von Linsingen

Aufschlägen der Granaten. Aber mit deutschen Truppen und deutschen Führern zur Verteidigung wäre dieses Tal von Orawa nach Kuziowa uneinnehmbar gewesen!

Die Russen sind ziemlich rasch zurückgegangen, aber sie versuchten immerhin, unser Nachdrücken zu erschweren. Zwei oder drei hohe Straßenbrücken sind zerstört, gesprengt, verbrannt, und man muß nun auf Notbrücken, schwankenden, krachenden Balken- und Bretterböden, dicht über dem Flußlauf durch, bis die Pioniere die Hochbauten wieder instand gesetzt haben. Das gibt bei den schweren Autos bange Momente. Aber es geht doch, es geht alles, wenn das Heer vorrückt, wenn der Funke des Siegerwillens von der Front bis zum letzten Mann zurückspringt. Je weiter man vorkommt, desto mehr haben die Russen zerstört, viele Wohnhäuser sind abgebrannt, das herrschaftliche Gut, das zu dem Riesenbetrieb eines Steinbruchs und eines Sägewerks im Tale gehört, raucht noch, und über dem einstigen Bahnhof von Skole lastet noch der Brandgeruch.

Tief eingebettet zwischen die Tannenwälder der Berge liegt das Städtchen Skole. Vorgestern sind die Russen abgezogen, alles riecht noch nach ihnen. Stäbe, Kolonnen, Bagagen füllen den Ort. Man macht da am besten selbst Quartier, wobei man freilich Glück haben muß. Der russische Pope, der unser Zimmer bewohnte, hatte Sinn für Aussicht und frische Tannenabendluft. Daß er den polnischen Quartierleuten vorlog, die Deutschen würden alles niederbrennen und sie schnitten den Leuten, die Russen beherbergt hätten, Nase und Zunge weg, sei ihm nicht weiter nachgetragen. Er habe in Lemberg zu tun, hat er bei der Abreise gesagt. Hoffentlich nicht lange. Unsere Vorhuten kämpfen schon um Stryj!!

III. Mit der III. Gardedivision in Galizien

1. Kämpfe in der Ebene von Stryj

Hurnie, den 20. Mai.

In Skole gab es weder Pferd noch Wagen. Die Russen hatten alles weggenommen, was nicht niet- und nagelfest war, und vor allem, bis auf wenige Ausnahmen, die ganze jüdische Handelsbevölkerung weggeführt, von der sie Verrat militärischer Dinge an die nachfolgenden Truppen der Verbündeten befürchteten. Jüdische Händler aus Munkacs folgen nun zwar dem vordringenden Heer und bringen Lebensmittel und Handelsware, aber einstweilen ist Skole noch ausgebrannt und leer, selbst die Apotheke hat ihren Bestand an Mineralwassern bald glas- und flaschenweise an die durstigen Krieger abgesetzt.

Es bleibt, um an die Front vorzukommen, nichts übrig, als sich einer Proviantkolonne anzuschließen, die das Gepäck mit aufläbt und deren liebenswürdiger Führer mir sogar ein Reitpferd zur Verfügung stellen kann. Es ist nicht ohne Interesse, auch diesen Kolonnenbetrieb einmal aus nächster Nähe kennen zu lernen. Wenn man so ein paar Stunden lang in dem Staub der Mittagssonne reitet oder fährt und allmählich weißgrau wird wie ein Mehlwurm, dann schließt man sich am Ende ebenso begeistert dem Schimpfen auf die rücksichtslos darauflos sausenden staubwirbelnden Autos an, wie man früher im Auto gern gegen die zu langsam aus-

weichenden Kolonnen wetterte. Wobei eingeschaltet werden mag, daß es den Soldaten, der nicht auf irgend etwas mit Ausdauer und bewundernswerter Reichhaltigkeit im Ausdruck schimpft, nach meinen Erfahrungen nicht gibt.

Meine Kolonne machte an diesem Tage ihre 55 Kilometer, sie fuhr um die neunte Abendstunde trotz der Dunkelheit in musterhafter Ordnung auf einer Dorfwiese auf, bezog dort Biwak und fuhr andern Tags mit Verwundeten beladen die 55 Kilometer wieder zurück. Das sind schließlich bei der geringen Zahl der Ruhetage achtbare Leistungen, ganz abgesehen von den Anstrengungen dieser Truppe im Gebirgsfeldzug im Winter.

Zufällig war ich am Abend bei einigen mir bekannten Artilleristen zu Gast, die man im Winterfeldzug zu einer besonderen Kolonnengruppe aus ihren Frontstellungen herausgezogen hatte und die nun am anderen Morgen nach getaner Winter- und Gebirgsarbeit wieder zu ihren alten Regimentern zurückkehren wollten. Der Abschiedsabend war den Erinnerungen an die schweren Tage der Vergangenheit gewidmet. Da war der eine, der allein auf seiner Strecke mit einer 500 Mann starken Russenkompagnie über 15 Kilometer Knüppeldamm im Gebirge gebaut hatte, wofür etwa 150000 junge Tannenstämme Verwendung gefunden hatten. Da war der zweite, der von seiner ursprünglichen Kolonnenstärke von 350 Pferden noch ganze vier besaß und auch seinen Ersatz fast völlig verloren hatte. Da war der dritte, dem zur Zeit des schmelzenden Schnees auf offenem Wege der mit vier Pferden bespannte Wagen ersoff, wahrhaftig und buchstäblich mit Tieren und Ladung rettungslos ertrank und unterging. Von auf der Straße ertrunkenen Menschen wußten sie viele Beispiele zu erzählen. Die Zahl der Pferdekadaver, die einer von ihnen innerhalb acht Tagen auf einer Strecke von wenigen Kilo-

metern enthäuten und verscharren ließ, ging in die Hunderte; der Winterfeldzug in den Karpathen hat eine Armee von Pferden gekostet. Auch bundesbrüderliche Offiziere waren bei dieser besonderen Munitionsformation. Der eine hatte 100 Fahrer, die ja in Österreich-Ungarn Zivilisten sind. Die hundert Leute sprachen neun verschiedene Sprachen, der Oberleutnant nur Deutsch. Alle Sprachen sprach nur seine Lederpeitsche und der 16jährige Bengel Janusch, von dem niemand weiß, von wannen er kam, der aber ein Dolmetscher von prachtvoll derber und frecher Ursprünglichkeit war. Aber selbst diesem Steppensohne lief noch der Schauder über den Rücken, als ich mit ihm über den Winter sprach. Wie die Tiere und Menschen litten, wie ihnen die Gliedmaßen wegfroren, wenn sie bei 20° Kälte in Schnee und Eis übernachten mußten und gar so manches Mal ihre wohlgezählten 30 Stunden brauchten, um ganze 5 Kilometer voranzukommen, wie man da harten Herzens auf Menschen und Tiere lospeitschen mußte, nur um sie zentimeterweise voranzubringen — nein, das wollten sie alle zum zweiten Male nicht mitmachen. Aber bei allen Anstrengungen hatten die Kolonnen ihren — Gesangverein, sogar die Arbeitskompagnie gefangener Russen hatte ihre Gesangsabteilung. Und als die Kolonnenführer jetzt beim Abschiedsessen saßen, da erschienen ihre Ordonnanzen, und ein Lehrer, der ihr Führer war, dankte in herzlichen Worten den Offizieren für ihr Wohlwollen und ihre Fürsorge selbst in harter Zeit. Auch das war ein kleiner feiner Zug, den man erlebt haben muß, um so vieles im deutschen Kriegsleben zu verstehen. Und dann sang man die Kolonnenlieder, allen voran das Spezoallied von der Walachei:

„In Österreichs schönen Staaten
Da liegen die Karpathen.
Wir nennen sie, juchhei!
Die wilde Walachei!“

Wobei die übrigen Verse der Rauheit des winterlichen Gebirgsklimas entsprechen! —

Der Paßweg von Skole in die galizische Ebene hinab führt durch das immer breiter werdende Oportal, durch das die Russen anscheinend rasch abgezogen sind. Die Ortschaften haben wenig gelitten, selbst die Straße ist in gutem Zustand, da die Russen für ihre Transporte ja die Eisenbahn hatten. Aber fünf oder sechs eiserne Bahnbrücken sind gründlich gesprengt, und es wird seine Zeit dauern, bis auch uns die Bahn wieder voll zur Verfügung steht. Es war schon schwierig genug, die verbrannten drei großen Holzbrücken der Paßstraße so rasch durch Notbrücken zu ersetzen, daß der Nachschub nicht litt. Und es macht den Kampf der deutschen Südarmee in der galizischen Ebene nicht eben leicht, daß man nun die Karpathen im Rücken hat, daß die sie überschreitenden eingleisigen Eisenbahnlinien erst in Wochen wieder voll betriebsfähig sind, und daß nun die Armee für Tage und Wochen so völlig auf ein langes und schwieriges Kolonnensystem angewiesen bleibt. Daher ist der Kampf um Stryj, der eben jetzt vor sich geht, so wichtig, weil hier die große quergalizische Eisenbahnlinie von Przemysl über Dobromil, Sambor, Drohobycz nach Stanislau und Kolomea sich mit der Karpathenbahn von Budapest über Munkacs nach Lemberg trifft. Der Besitz dieses Knotenpunktes ist für die ganzen weiteren Operationen in Galizien von Bedeutung, sein Verlust muß wohl die Russen zunächst bis hinter den Dnjestr zurückgehen lassen. Die Russen haben das sehr wohl erkannt, denn sie führen um Stryj nicht etwa nur Gefechte mit einer schwächeren Nachhut, die ihren allgemeinen Rückzug decken soll, sondern sie haben sich hierher in gut gewählte und vorzüglich vorbereitete Aufnahmestellungen zurückgezogen mit allen Vorbereitungen an Drahtverhauen und Betondeckungen für schwere Geschütze, die

man an den Russen immer wieder bewundern kann. Sie schlagen sich auch in diesen Verteidigungsstellen recht tapfer, ihre Verproviantierung und ihr Munitionsersatz scheinen gut zu arbeiten. Ich habe in den letzten Wochen wiederum ein paar tausend russischer Gefangener gesehen und kaum einen darunter gefunden, der schlecht genährt oder schlecht gekleidet ausgesehen hätte. Im ganzen ist es ein geradezu vorzügliches Menschenmaterial, das wir gefangen haben. Sicherlich hat den Russen ihr Reichtum an Menschen und ein gutes Eisenbahnnetz im Rücken eine öftere Ablösung ermüdeter Frontsoldaten gestattet, als das uns möglich war. Um so höher sind die Leistungen der deutschen Südarmee auch unter solchen Gesichtspunkten zu werten.

Das mehrere Kilometer lange Reihendorf Hurnie, in dessen Mitte ich mich in einem kleinen Bauernhause ganz in der Nähe des Stabes einquartiert habe, liegt noch im Bereiche der russischen Feuerwirkung. In der Schule, einem zweistöckigen Bau, in dem ein Feldlazarett untergebracht ist, vermuten sie zu Unrecht unseren Stab, und da sie den Bau wohl von ihren Stellungen aus gut einsehen können, funken sie hierhin und um die Kirche herum gelegentlich kräftig, ohne bis jetzt damit etwas anderes erreicht zu haben als eine Störung der Landwirtschaft friedlicher Einwohner. Es ist ein seltsamer Kontrast hier. Man hört das schwere Krachen der großen Kaliber in dumpfrollendem Donner, hier und da kommt einmal das scharfe Zischen und Heulen sausend in allernächste Nachbarschaft, und aus einem Felde in der Nähe springt eine schwarze Erdsäule auf. Aber das Vieh weidet, die Hühner gackern friedlich auf der Straße; zwischen den Baumgruppen, in die die Dorfhäuser eingebettet liegen, grasen die Pferde, und die dienstfreien Mannschaften liegen im grünen Klee und freuen sich der warmen Sonne. Die Bauern arbeiten auf dem Felde, die Bäuerinnen, von unseren Soldaten kurzweg „Matkas" ge-

nannt, machen sich in den Stuben zu schaffen, besprengen und kehren den Lehmfußboden und räumen den mächtigen Backofen aus, der Herd und Lagerstatt zugleich ist. Es ist ein schönes, friedliches, stilles Dorfbildchen.

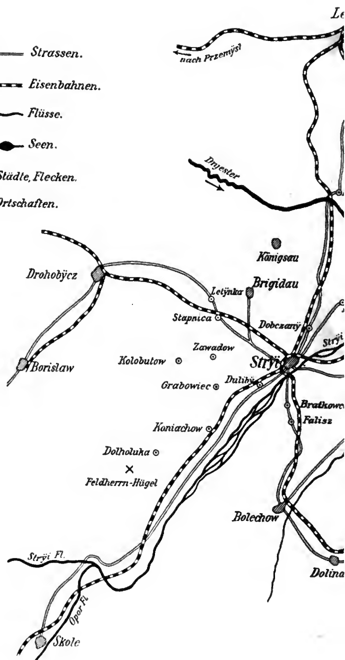
Da kracht es plötzlich in allernächster Nähe. Die Russen legen ihr Feuer wieder auf Schule und Kirche. Ihre Batterien feuern nicht schlecht, das Schießen wird immer lebhafter, der Ring enger. Ringsum ist plötzlich ein einziges Sausen und Krachen, Springen und Splittern. Meine Matka stürzt schreckensbleich ins Zimmer und rafft ihre Habseligkeiten zusammen, der Mann trägt ein paar Unwichtigkeiten auf das Feld, beide schließen sich dem Strom der Einwohner des vorderen Dorfteiles an, der, mit Karren und Sack und Pack das Vieh vor sich hertreibend, ans andere Dorfende flieht. Schreckensbleiche Gesichter, betende Frauen, heulende Kinder. Gleichmütig stehen die Soldaten dazwischen. Es ist ihr Handwerk, der Krieg, sie sind in harten Monaten stumpf und abgebrüht geworden, wen's trifft, den trifft's, und flieht er auch ans Ende der Welt, nur mit den Bauern haben sie Mitleid, die armen Leute führen doch keinen Krieg, sie leiden nur unter ihm. Man räumt vorn das Lazarett aus, in das ein Blindgänger gefahren ist. Bilder des Jammers ziehen vorbei. Da humpeln sie an Stöcken mit schmerzverzerrten Gesichtern, andere werden von vier Mann im Segeltuch getragen, die leichter Verwundeten fährt man im Leiterwagen. Ein Arzt schleppt auf dem Rücken einen Mann vorbei, zwei Österreicher führen einen Russen, der vor Aufregung kaum gehen kann. Die Sanitätskompagnie arbeitet mit einer bewundernswerten Ruhe und Sicherheit, unbekümmert um Kugeln und Splitter, um das Jammern und Schreien der Verwundeten; was geschehen muß, geschieht, und es geschieht zuverlässig und mit kühler Überlegung. Die Dorfstraße ist voll Leben und Bewegung, ringsum donnert und kracht es.

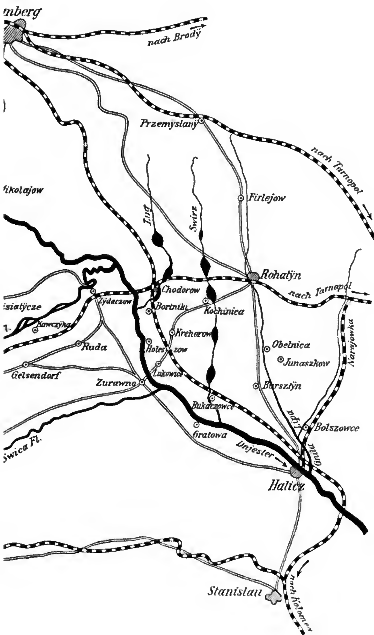
Nach einer halben Stunde ist alles vorbei. Der Russe macht eine Pause, wohl weil ein paar Flieger aufgestiegen sind, um seine Stellung zu erkunden, und er sich durch das Mündungsfeuer nicht verraten will. Langsam versiegt der Strom der Straße, nur der Lazarettumzug dauert noch an. Ein paar Kolonnen ziehen wieder mit Munition und Proviant nach vorn, Minenwerfer werden vorgeschleppt. Durchs Scherenfernrohr sieht man Kolonnenbewegungen an der russischen Anmarschstraße, die Flieger summen wie Bienen hoch in den Lüften.

Am Abend wird es wieder das Bild aller Abende sein. Weit drüben das glühende Rot, das aufflackert und in sich zusammenfällt, das sind die Ölfelder um Drohobycz, die die Russen in Brand gesteckt haben, und deren dunkler Rauch auch am Tage breit über dem Horizont lagert. In den Bergen uns im Rücken zuckt das Abendwetterleuchten, aber vor uns strahlen die Sterne hell am Firmament. Und vorn blitzt der Feuerschein der Geschützmündungen, lohen die Fackeln brennender Gehöfte, rattert das Gewehrfeuer, mit dem dröhnenden Baß der Kanonen untermischt. Aus den Häusern kommt das Lachen und Schwatzen der Soldaten, unter den Bäumen liegen sie und singen mehrstimmige schwermütige Lieder. Eines hat eine merkwürdige Melodie, und in mir klingen immer noch die Worte: „Sie hat getragen dich unter dem Herzen, mein Sohn, vergiß der Mutter nie!" Und dann kommt klar und kräftig das schönste Lied: „O Deutschland hoch in Ehren!"

Wie oft hörte ich's, das Hohelied von Deutschlands Stärke und Kraft, in das sie alle Liebe zur Heimat legen, allen Stolz auf das Vaterland, dessen kraftvolle Wehr sie sind, aber auch viel neugewonnene Kenntnis, die heranreift, wenn man erst auf fremdem Boden weilt und lernt, Vergleiche anzustellen. „O Deutschland hoch in Ehren!"

Strassen.
Eisenbahnen.
Flüsse.
Seen.
Städte, Flecken.
Ortschaften.





mberg
nach Brody
Przemyslany
nach Tarnopol
ikolajow
Firlejow
Lug
Swirz
Rohatyn
Chodorow
nach Tarnopol
Zydaczow
Bortniki
Kochinica
Narajowka
Kawczyha
Kreharow
Obelnica
Ruda
Holeszow
Junaszkow
Gelsendorf
Zurawna
Lukowica
Barsztyn
Bukaczowce
Bolszowce
Gratowa
Dnjester
Swica Fl.
Halicz
Gnila Lipa
Stanislau
nach Kolomea

2. Brennendes Erdöl

Hurnie, Mitte Mai.

Immer, wenn ich vor mein Quartier in dem stillen Dorfe trat und über das sprossende Korn zu dem blauen Dunst der Karpathennebel blickte, fluteten da hinten bläulich-dunkle, unermeßliche Rauchmassen gen Himmel. Bald fuhr der Wind dazwischen und fachte das Rauchmeer zu wilder Bewegung an, dann zogen, aufgeregten Wellen gleich, die zerrissenen und zerklüfteten Schwaden durcheinander; bald wehte kein Lüftlein, dann lastete der Rauch schwer und dunstig über dem Horizonte, die untergehende Sonne badete sich darin und schuf seltsame Kontraste. Seit 14 Tagen brennen da hinten Tanks und Quellen des großen galizischen Erdölbezirks um Drohobycz und Boryslaw. Der Wunsch, dieses elementare Ereignis zu sehen, war leichter ausgesprochen, als die Tat verwirklicht. Denn die Wege waren nach dem Frühlingsregen aufgeweicht, für Autos jedenfalls unpassierbar, und Reitpferde sind selten. Blieb also nur der wohlbekannte Panjewagen, ein leichtes, aber festes Leiterwägelchen mit ein paar kräftig ausdauernden Gäulen davor und einem Bund Stroh nebst Decken als Sitzgelegenheit. Ob das Munition, Proviant, Verwundete oder Kriegsberichterstatter fährt, es ist immer gleich zuverlässig und treu. Und eine solche dreistündige Fahrt durch die lachenden Frühlingsfluren, die von weidenden Herden belebt sind, ist nicht nur schön und erfrischend, man muß sich auch über Löcher und Steine, durch Pfützen und Bäche einmal ein paar Stunden lang durchrütteln lassen, um ganz die namenlosen Leiden und Schmerzen nachfühlen zu können, denen unsere armen Verwundeten bisher ausgesetzt waren, im Gebirge, auf Knüppeldämmen, in der bittersten Winterkälte. Ein biederer, schweigsam vergnügter Westfale ist mein Kutscher, ein

Halbinvalide aus der Zeit, da er eines Nachts mitten auf dem Wege in ein mit Schneewasser gefülltes Loch durch eine dünne Eisschicht durchbrach und sechs Stunden, die Pferde bis an den Hals, er selbst bis an die Brust, im eiskalten Naß auf Hilfe wartete. Die beiden Pferde gingen drauf, wie so viele Hundert andere auch, er selbst kam mit erfrorenen Füßen, Händen und Ohren noch glimpflich davon. Halb mir, halb seinen beiden Pferden, die er zum Trabe aufmuntert, erzählt er diese Leidensgeschichte in einem patriarchalisch aufrichtigen Ton, mit der richtigen soldatischen Mischung von Melancholie und Humor. In bunter Fülle zieht der Troß des bundesbrüderlichen Heeres an uns vorbei: deutsche schwere Lastwagen, gezogen von vier breitgehörnten ungarischen Ochsen, Saumtiere mit hölzernem Tragsattel, Panjewägelchen mit Honvedoffizieren. Eine aus deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen gemischte Division hält hier die Front, die Deutschen grüßen schon mit Servus und sprechen viel von der „Menasch“, die Bundesbrüder singen „Die Wacht am Rhein“ mit und das deutsche Soldatenlied.

Aber dann kommt die bessere Straße. Mein hochherrschaftlicher Wagen wird warten, im Auto geht es flinker weiter, zwar auch durch Bäche und über steile Hänge, aber immerhin fix voran. Da ist bald das Städtchen Drohobycz erreicht, der Mittelpunkt des galizischen Petroleumhandels, und mit seinen 40 000 Einwohnern anscheinend auch im Frieden eine nicht unkriegerische Stadt, denn ich zählte schon beim flüchtigen Spaziergang durch ein paar Hauptstraßen die Schilder von erklecklich viel Advokaten. Die Russen haben hier über sechs Monate schrankenlos geherrscht und gewirtschaftet. Ein Beispiel: Das beste Hotel, „Europa“, war von seinen jüdischen Besitzern geschlossen worden. Die Russen gaben die Konzession zwei rumänischen Damen, die die Hotelzimmer mit russischen

Mädchen besetzten. Beim Abzug der Russen wurde die ganze lebende Bewohnerschaft des Hotels mitgenommen, auch vom toten Inventar vieles. Was blieb, Tische, Möbel, Spiegel, ist zerschlagen, von den Billards ist das Tuch weggeschnitten. Ein angesehener Jude in Drohobycz erzählte mir, der erste Kommandant der Russen sei immer noch erträglich gewesen. Da hätten Juden den Habsüchtigen nach Boryslaw gelockt, wo es für ihn angeblich viel zu requirieren gebe, und ihn dort österreichisch-ungarischen Patrouillen in die Hand gespielt. Ob das so stimmt, lasse ich dahingestellt, jedenfalls ist der russische Gouverneur tatsächlich hinten im Tale mit seinen acht Gendarmen von den Österreichern gefangen worden. Sein Nachfolger, ein Kosakenoberst, gab als Strafe hierfür den Tagesbefehl aus, die Truppen könnten sich zwei Tage in der Stadt unterhalten. Was das heißt, weiß man: ein Pogrom schlimmster Sorte folgte, jüdische Mädchen wurden auf offener Straße geschändet, die Läden wurden erbrochen, der Inhalt geraubt. Die Kosaken verkauften, was sie nicht selbst mitnehmen konnten, an die Bauern der Umgegend für ein Spottgeld, wobei der eingewurzelte Haß der polnisch-galizischen Bauern gegen die Juden sie unterstützte. Und heute kauft man für teures Geld Seidenstoffe und französische Sekte von den Landbauern zurück, die gar nicht so dumm sind, wie sie aussehen. Brand und Einbruch waren die „Unterhaltung" der russischen Soldaten. Der auf den Kosakenoberst folgende Gouverneur war übrigens ein traktabler Herr. Der Umweg war der: er zog die Juden zu Feldarbeiten heran, und es gab eine progressive Vermögenssteuer für das wöchentliche Loskaufen. Der Abzug der Russen geschah dann so überhastet, daß zu weiteren Ruhmestaten keine Zeit blieb.

Nur Autos mit einem Offizier und mehreren Mann flogen nach Boryslaw. Der Offizier spannte den Revolver und schüchterte die des kommenden Entsatzes noch ungewisse Be-

völkerung ein, die Mannschaften arbeiteten. Boryslaw ist eine einzige Talmulde voll Petroleumtanks, deren es viele Dutzende gibt. Alle Nationen haben hier Kapitalien angelegt, und wenn es einen Trost im Unglück gibt, so ist es der, daß der Übereifer den russischen Offizier deutsches, englisches, österreichisch-ungarisches wie amerikanisches Kapital vernichten ließ. Wo er das vermeiden wollte, half mit ausgleichender Gerechtigkeit der Wind nach und trieb Flammen und Funken so lange daher, bis auch der „Dreiverbandstank" in Feuer aufging. Der Russe soll Techniker gewesen sein und die Tanks so angesteckt haben, daß sie ohne Explosion langsam abbrennen mußten; wie er das im einzelnen gemacht hat, ist mir aus dem sprachlichen Kauderwelsch der Einwohner nicht ganz klar geworden. Jedenfalls sind etwa 25 Tanks, die je 600 Eisenbahnwagen ungereinigtes Rohöl faßten, ausgebrannt und liegen nur noch als schwärzliche Trümmermasse mit verbeulten und verbogenen Platten umher. Fünf Tanks brennen noch, im Windstoß schlagen leuchtende Flammengarben in den quellenden beißenden Rauch, der langsam nach den Bergen zieht, nach Tustanowice, wo die Bohrtürme und die Quellen liegen, die die Russen auch zumeist angezündet haben und die nun ausgebrannt sind. Von den 83000 Zisternen (zu je 10000 Kilogramm) Öl, die hier lagerten, sind 32000 vernichtet, ungefähr ebensoviel, wie überhaupt während des Krieges produziert worden sind. Von 569 Bohrschächten sind 229 ausgebrannt. Millionenschaden ist da entstanden, und Millionen werden nötig sein, um alles wieder in Gang zu bringen. Es ist bei allem ein Glück zu nennen, daß Menschen bei diesen Riesenbränden nicht zu Schaden gekommen sind. Und so schauerlich schön an und für sich das Bild der vielfachen Brände war, obgleich es nach nunmehr 13 Tagen nun doch schon zu Ende ging, so sehr schnitt einem doch die Zwecklosigkeit solcher nur

der Zerstörungswut entspringenden Kriegführung ins Herz. Der Russe betont ja doch wohl immer, er führe den Krieg der Kultur gegen uns Barbaren!!

Ich darf hier noch ausplaudern, wie man selbst den strengen „Militarismus" auf höchst einfache Weise ein wenig betrügen kann. Man hat hierzulande entsetzlich viel unter Spionage zu leiden. Da ist es nicht weiter verwunderlich, daß die Freundlichkeit des militärischen Blickes erst nach Prüfung der Legitimationen beginnt und daß jeder Zivilist eine wohlgefüllte Brieftasche davon mit sich führt. Auch ich besitze ihrer eine Unmenge, aber es war leider keine darunter, die im Bereiche der Südarmee gerade zu der Gruppe leitete, in deren Gebiet, allerdings weit hinter ihrer Kampffront, die Ölfelder sich befinden. „Es tut uns ungemein leid, aber ... Befehl ... strengster Befehl." Und dabei wollte ich nicht einen einzigen Soldaten, sondern nur einen Ölbrand sehen! Drei Stunden Panjewagen her, drei zurück, zwei Stunden Autofahrt, und alles umsonst — das schien bitter. Also ein rasches Drahtgesuch an das Oberkommando. Die Antwort konnte vor Ablauf mehrerer Stunden gar nicht da sein, und kam auch nicht. Derweilen war ich liebenswürdig aufgenommener Tischgast beim k. k. Gruppenkommando und seinen freundlichen Herren. Und nachher fuhren wir betrübt ab. Niemand kann etwas dafür, daß der kürzere und bessere Rückweg gerade über — Boryslaw ging. Nun, und da brannten halt die Öle, und man bindet sich schließlich nicht Augen und Ohren zu, nur weil eine Drahtantwort ausblieb! Hoffentlich ist kein Aktenstück daraus entstanden, als die Antwort wirklich kam und ich längst über das reizend gelegene Schwefel- und Kochsalzbad Truskawiec nach einem Orte mit noch unaussprechlicherem Namen und von da in meiner herrschaftlichen Kalesche wieder nach meinem stillen Hurnie in der Ebene vor Stryj zurückgefahren war!

3. Auf dem Feldherrnhügel

Dolholuha, Ende Mai.

Die Russen haben mein stilles schönes Hurnie doch so befunkt, daß es der Stab für gut befand, sich umzuquartieren. Gestern zerschossen sie, keine 30 Meter von meiner Panjebude entfernt, einen Stall, und da in der Nacht noch eine Batterie bundesbrüderlicher Motormörser ins Dorf in Deckung eingebaut werden mußte und die Russen die sicherlich mit ihren Geschossen suchen würden, schien schließlich der Quartierwechsel eine Notwendigkeit. Immerhin ist das keine so leichte Sache. Da müssen 30 Kilometer Leitungen neu- und umgelegt werden, da müssen Quartiere neu besorgt werden, und so etwas geht ohne erhebliche Unruhe nicht ab, wenn frühere Quartierinhaber nun an die Luft gesetzt und dazu noch allerhand kleine Rangfragen beobachtet werden müssen. Im allgemeinen gilt da der schöne Satz: „Denn ich bin groß, und du bist klein, drum gehst du raus, und ich zieh' ein!“ Ich bin mit dem Quartierwechsel sehr zufrieden, denn die neue Panjestube ist groß, es gibt viel frisches Stroh auf der Holzbank am Ofen, das nächtlicherweile Daunengefühle vortäuschen wird, und die Matka ist sauber, was eine Seltenheit hierzulande ist.

Und vor allem: dicht hinter dem Hause beginnt der kurze Aufstieg zum Feldherrnhügel. Daß es den noch im modernen Kriege gäbe, bei Schützengrabentechnik und Maulwurfsstrategie, wer hätte das gedacht! Aber hier ist er. Die Karpathen fallen mit sanften Vorbergen in die galizische Ebene ab, der letzte Vorsprung in der Hügelkette gewährt von seinem etwa 400 Meter hohen Gipfel aus einen prächtigen Überblick ins Flachland. Da liegt trotz der 10—12 Kilometer Entfernung fast greifbar nahe das heißumstrittene Stryj. Häuser, Kasernen, Kirchen, Bahnhof, Gleise, alles ist zu sehen. Das

Panorama ist weit und besonders in der Klarheit der untergehenden Sonne landschaftlich von großer Schönheit.

Heute herrscht viel Bewegung auf dem Hügel. Der große Kampf um Stryj beginnt. Scherenfernrohre sind aufgestellt, eine Telephonhütte ist eingerichtet, Bretterbuden sind erstanden, ein grober Holztisch für die Karte, ein paar Holzbänke. In dem lichten Birkenwäldchen, das nach rückwärts Windschutz und Schatten gewährt, grasen die Pferde und schreiten die Stabswachen auf und ab. Zu nachtschlafender Zeit, um 1 Uhr, ist mein Divisionsstab nach vorn in seinen Beobachtungsstand geritten, schon gegen 5 Uhr rattern die Autos bergan, die den Stab des Korpskommandos bringen, und bald erscheint auch der Stab des Oberkommandos der Südarmee selbst, General von Linsingen, mit seinem Stabschef General von Stolzmann an der Spitze. Die aufgehende Sonne strahlt über dem saftigen Grün der Matten, die Birkenstämmchen leuchten weiß dazwischen. Dunkles und helleres Feldgrau wird belebt von zahllosen grellroten Generalstabsstreifen und goldenen Borten, ungarische Husarenuniformen stechen bunt hervor. Seit dem frühen Morgen hat der Artilleriekampf eingesetzt, rings am Horizont platzen die weißen Schrapnellwölkchen auf, es kracht überall in der Runde. Zu unseren Füßen, in einem Dorfwäldchen, stehen schwere bundesbrüderliche Brummer, deren tiefer Baß zuweilen auftönt. Dann fliegen alle Gläser an die Augen, und nach vielen Sekunden, während das Heulen und Stöhnen in der Luft langsam erstirbt, geht weit hinten eine ungeheure, dicke, schwere Staubwolke sprühend in die Höhe und zerteilt sich langsam im Winde. Flieger schrauben sich hoch in die Lüfte, um die schweren Batterien einzuschießen oder um die allgemeine Aufklärung zu besorgen.

Das Telephon beginnt zu spielen, um während des ganzen Tages nicht mehr stille zu stehen. Die Leitung ist „Schulter

an Schulter" gebaut, deutsche und ungarische Leitungen gehen durcheinander, es gibt da manche Störung, bald redet der, bald jener dazwischen und glaubt, daß gerade sein Gespräch viel wichtiger sei, und so manches kleine Donnerwetter hagelt in den stummen Apparat. Da ist besonders ein Generalstäbler, der einen Namen trägt ähnlich dem des lieben Gottes, sagen wir einmal Herrgott. Wenn der sich am Telephon meldet: „Hier Herrgott!" Dann zittern immer schon die Telephondrähte. Denn dieser Herrgott, ein Offizier, nebenbei bemerkt, von echtem Schrot und Korn und schneidigem Draufgängertum, hat einen gemütlichen Leibesumfang, spricht einen echten bayerischen Dialekt und kann demzufolge mit einer Ruhe und einem sprachlichen Reichtum grob werden, die verblüffend sind. Vorn schüttelt sich der ganze Stab vor Lachen, wenn es da hinten aus der Telephonbude schallt: „Also Sie, schauen S', wann S' jetzt nicht auf der Stelle das geehrte Maul halten und sich aus der Leitung scheren, dann knüpf' ich Sie persönlich auf!"

In den Wäldern zur Linken kämpft eine aus einer Honvedbrigade und einer deutschen Brigade zusammengesetzte Division, die sich in mühevollen Waldkämpfen durch feindliche Vorstellungen zur festen Hauptstellung heranzuarbeiten hat. Artillerie wird zur Unterstützung eingesetzt, hinter einem Dorfrande blitzt das Mündungsfeuer auf, und in rascher Folge zerspringen über den Baumwipfeln mit kurzem Feuerblinken die Schrapnells. Zur Rechten und zur Linken sollen sich die Truppen an den Feind heranmachen, um dessen ausgedehnte Flankenstellungen zu nehmen, die Stryj selbst schützen. Die Division, die Stryj gegenüberliegt, verharrt deshalb zunächst in Ruhe, nur ihre Artillerie funkt flankierend nach beiden Seiten, die Infanterie hält den Feind in langsamem Feuergefecht fest, bis die Flügel weit genug heran sind, damit bei einem Durchstoß in der Mitte



Der gesunde Schlaf im Kampfgetümmel



Wirkung eines österreichischen 30,5-cm-Mörser-Geschosses
in der Schule in Holobutow



Russische Stellungen am Dnjestr



Zurawno

nicht die eigene vordringende Truppe durch feindliche Seitenstellungen gefährdet wird.

Meldungen über Meldungen kommen, von den Divisionen, von den Nachbarkorps, Anfragen, Befehle. Die Generalstäbler stehen um die Karte herum und zeichnen die neue Lage ein, beraten neue Maßnahmen, arbeiten neue Pläne und Anordnungen aus. Ganz hinten sieht man durchs Scherenfernrohr über ein freies Wiesenstück eine Brigade in Sturmkolonnen zum Angriff vorgehen, stramm, in voller Ordnung, wie im Manöver. Ein paar Minuten und der Waldrand nimmt sie auf. Der Wind trägt fernes Gewehrknattern leise herüber.

Ein preußischer Major sitzt jetzt am Fernsprecher. Die Meldung ist wichtig. Aber das summt und spricht durcheinander, daß nichts zu verstehen ist. „Also, bitte, raus aus der Leitung! Was, Kaffeekonserven? Gehen Sie jetzt zum Teufel mit Ihren Kaffeekonserven, das A.O.K. spricht hier... Zum Donnerwetter, die Leitung soll frei gemacht werden... Rindvieh, verdammtes, halten Sie jetzt gefälligst die Schnauze mit Ihren verfluchten Konserven... Nun quasselt auch noch einer Ungarisch in den Draht. Also, Herr Kamerad, bitte, was heißt Rindvieh auf ungarisch?" — „Marha"... — „Marha, Marha, Marha..." Das hilft für zwei Minuten. Die Meldung geht durch, daß die eine Brigade in russische Stellungen eingedrungen ist und in der Abwehr eines russischen Gegenstoßes flott vorandrängt. Rasch die Reserven herangezogen und nachdrücken. Die Artillerie wirkt weiter.

Langsam vergeht die Zeit, die Sonne brennt vom blauen Himmel, Hunger und Durst melden sich, und manche verborgene Kiste spendet den hohen Herren Leckerbissen. Aber auch das Butterbrot und der Schluck kalten Kaffees munden köstlich. Dann lagert sich, wer Zeit hat, unter Birkenstämme und Eichengrün, die Maikäfer summen, und die Hummeln brummen, und

die Schläfer fuchteln mit den Händen ärgerlich-schläfrig über Gesicht und Nase. Auf der Holzbank sind auch Exzellenz mit dem Chef seines Stabes in ein kleines Nickerchen im Sitzen verfallen, bis wieder ein Mörserknall sie auffahren läßt. Mechanisch fliegen alle Gläser an die Augen, man sucht den Einschlag.

Am Nachmittag wird immer klarer, daß die Geschichte eben doch nicht leicht ist. Die Russen haben ein halbes Jahr Zeit gehabt, sich für alle Fälle einzurichten. Den Wert Stryjs für sich und für uns kennen sie genau, sie sind Meister in der Verteidigung. Meldung über Meldung kommt über die breiten Drahtverhaue, über die in Beton eingelassenen zwei Meter hohen Eisenpfähle, an denen der Draht hängt, über seine Stärke und Dichtigkeit, über zahlreiche solcher festen Stellungen hintereinander. Da sind 100 Meter Gewinn in der Front schon eine achtenswerte Leistung, und ohne daß man die kostbaren Menschenleben schonungslos opferte, ist ein allgemeiner Frontalangriff nicht zu wagen. Die Sonne wirft schon lange Schlagschatten in die Ebene, rings am Horizonte brennen Gehöfte und Häuser, es wird weiter gekämpft, denn man wartet auf den Schutz der Nacht. Als die Sonne sinkt und die Fernsicht schwindet, leert sich der Feldherrnhügel, die Autos kriechen hinab und bringen die Stäbe in ihre Quartiere.

Aber die Nacht ist sternenklar und mondhell, und als die hohen Stäbe zur Morgenfrühe wieder eintreffen, hat sich wenig verändert. Man hört, daß die zwei zunächst entflohenen Offiziere eines herabgeschossenen russischen Flugzeuges von unseren Streifpatrouillen gefaßt worden sind, daß es in der Nacht langsam überall voranging. Der Morgen bringt wenig Veränderungen. Langsam schleichen die Stunden. Am Telephon waltet ein Wachtmeister seines Dienstes, Bildhauer im Zivilberuf und Pabst mit Namen. Der Herrgott und der

Papst vertragen sich heute besser. Die launigen Drähte meinen es gut, die Truppen scheinen mit Konserven zur Genüge versorgt. Neue Meldungen verbessern die Kenntnis von der feindlichen Front. Wieder werden die Angriffspläne geändert, neue Dinge werden versucht. Artilleriefeuer hält die Feldstecher in Tätigkeit. Um die Mittagszeit wird es sowohl drunten an der Front stiller wie oben beim Stabe. Lang ausgestreckt liegt der Korpskommandeur im Grase, drüben ragen die Beine einer schlafenden königlichen Hoheit, eines dem Korpsstabe zugeteilten bayerischen Prinzen, in die Luft. Selbst der famose Herrgott ruht etwas aus. Da haben sich zwei Gäule losgerissen und galoppieren die Höhe hinab. „Endlich militärisches Leben," dröhnt eine tiefe Stimme, die dem General gehört, aus dem Busch, „Kavallerieangriff!" Und die Heiterkeit macht wieder munter.

Flieger brummen sich himmelan und klären in der sichtigen Abendluft auf. Russische Gefangene haben ausgesagt, daß die Besatzung von Stryj in den letzten Tagen gewaltig verstärkt worden sei, aber der Angriff schreitet voran.

4. Der Durchbruch bei Stryj

Stryj, den 1. Juni.

Die Nacht, die dem letzten Tage des Mai vorangeht, ist kühl und feucht, Nebel hängen in den Niederungen, und dunkle Wolkenwände schieben sich vor den Mond. Das ist eine rechte Nacht für Maulwürfe und Pioniere, denen das helle Licht ein unwillkommener Feind ist. Kurz nachdem in den ärmlichen Dorfstuben von Dolholuka die vielen Wanduhren mit heiserem Schlage die zweite Morgenstunde angesagt haben, wecken schon die Burschen; bald spendet die stets bereite Feld-

küche ihren dünnen, aber doch recht belebenden Kaffee, dann tragen die Autos mit ihrem in der Grabesstille der Nacht unheimlichen Knattern den Stab in seinen Gefechtsstand, das kleine Bahnhofsgebäude von Koniuchow, das, zwischen Kastanienbäume gebettet, den letzten guten Blick auf die Ebene vor Stryj gewährt. Noch ist es still. Hier und dort knallen aus den Gräben vereinzelte Gewehrschüsse, aber das ist nicht mehr als üblich. Mählich lichtet sich das Dunkel, und ein leichter rötlicher Schein färbt den Horizont. Die Führer gehen durch die Gräben und schauen noch einmal nach dem Rechten. Die letzten beiden Tage sind trotz der anscheinenden Gefechtsruhe arbeitsam ausgenutzt worden: die Artillerie hat sich mit scharfer Beobachtung auf die russische Frontlinie und die erkannten oder als sicher vermuteten Hauptstützpunkte des Feindes eingeschossen, Sappen sind vorgetrieben und viele Minenwerfer eingebaut worden, die Pioniere haben ihr Material zur Beseitigung aller Hindernisse herangeschafft. Der Feind scheint nichts von all den Vorbereitungen gemerkt zu haben. Dauerndes Feuer der Infanterie hat ihn festgehalten, lebhafte Feuerüberfälle haben ihn beunruhigt, aber im übrigen vertraut er wohl auf die seit vielen Tagen erprobte Festigkeit seiner Hindernisse, vor denen schon so mancher Angriff zum Stehen gekommen und blutig zurückgewiesen worden war, und mochte er auch mit noch soviel Tapferkeit und Todesverachtung vorgetragen worden sein. Man kann heutzutage nicht allein mehr mit Mut und mit Tapferkeit stürmen. Man muß es mit guter Vorbereitung tun, mit peinlicher Berechnung der Artillerie und Pionierarbeit, mit genauer Einstellung aller nötigen Verbände und ihrer Zusammenfassung zu einem einheitlichen Wirken.

Da fällt pünktlich zur vierten Morgenstunde der erste Kanonenschuß. Ein österreichisch-ungarischer Motormörser löst

ihn, pfeifend und zischend erhebt sich das Geschoß, sekundenlang stöhnt und heult es in den Lüften, bis dröhnend das Echo des Einschlags zurücktönt. Aber dieser eine Schuß weckt ein ganzes Höllenkonzert. Fast die gesamte Korpsartillerie ist hier zusammengezogen, um den kurzen Abschnitt zu bearbeiten. Leichte und schwere Kanonen brüllen auf, helle Feldgeschützklänge mischen sich mit dem dumpfen Krachen der Minenwerfer. Zwischen den russischen Drahtverhauen, in den Schützengräben, in den Erdfestungen hagelt es Eisensplitter. Die Erde spritzt wie leichte Gischt brandender Wogen, ein Dunst von Staub lastet über den feindlichen Linien.

Die Autos des Stabes des bayerischen Korps von Bothmer sind inzwischen den Feldherrnhügel langsam emporgeklettert, die Scherenfernrohre lassen erkennen, wie genau unsere Artillerie ihre Ziele hat, die schwache Antwort des Gegners zeigt, wie überrascht er ist, wie schwer es ihm wird, den Standort unserer Batterien zu finden. Das Telephon beginnt zu arbeiten, von vorn, von rückwärts kommen Meldungen, Anfragen. Der Stabschef tritt mit seinem Major immer wieder zum rohgezimmerten Holztisch, der die Karte trägt. Sie ist der Quell aller Gedanken, aller Pläne, der Maßstab des Wollens und des Könnens, der Gradmesser des Erfolges. Die Augen der Generalstäbler blitzen heute nicht so siegessicher wie sonst. Die Stimmung ist ein wenig still und gedrückt. Die Lage ist nicht sonderlich rosig. Starke russische Kräfte haben in den letzten Tagen bundesbrüderliche Truppen, die sich an unser Korps rechts anschließen, zurückgedrängt. Zweifellos versucht der Feind seinerseits einen Durchstoß. In der vorletzten Nacht hat er die Hindernisse vor der eigenen Front beseitigt, ein untrügliches Zeichen, daß er in breiter Linie vorbrechen will. Noch sitzt der Stab des Korps in Skole, im Oportale, durch das die eben erst wieder fertiggestellte Bahn

über den Karpathengebirgskamm die Zufuhr bewältigt. Gelingt der feindliche Durchstoß, gegen den dem Bundesgenossen allerdings Hilfe gesandt ist, so ist die Bahnlinie gerade in Skole bedroht, das ganze Korps gerät in Bedrängnis, von einem wirklich energischen Gegner abgeschnitten zu werden; zum mindesten steht ihm ein schwieriger Rückzug in die Karpathenseitentäler bevor, mit allen seinen ungeheuren Schwierigkeiten der Nachfuhr von Munition und Proviant. Immerhin, noch hat der Feind den Schneid zum Angriff nicht gefunden. Und sich der eigenen Entschlußfreiheit begeben, dem Feinde zuliebe sich verteidigen, anstatt selbst anzugreifen — das ist weder Sinnesart des bayerischen Korpsstabes, noch der preußischen Truppen, die ihm unterstellt sind. Nicht des Feindes Angriff abwarten, selber angreifen, heißt der Befehl des Armeeoberkommandos, bei Stryj die Linien durchbrechen, den Feind seines wichtigen Bahnstützpunktes berauben und ihn dadurch auf der ganzen Front zu schleunigem Rückzug zwingen.

Jetzt, wie durch ein Zauberwort, verstummt um 6 Uhr plötzlich das Hallen der Geschütze. Schwach absterbendes Gewehrfeuer klingt noch herauf, und dann sieht man, wie aus den Feldfurchen kribbelnde Linien auftauchen, zögernd zunächst, dann flinker und geschlossener, schon stürmen sie voran, die zweite Linie erhebt sich und folgt ihnen, man meint, man müsse die Bajonette in der Morgensonne blinken sehen, müsse das donnernde Hurra der Sturmkolonnen hören. Das ist der Angriff, das ist der Sturm, vor dem es keine Rettung gibt. Bleiernes Entsetzen ob der sinnverwirrenden Kanonade lähmt Hirn und Nerven bei Führern wie bei den Soldaten des Gegners. Rein mechanisch lösen sich ein paar Gewehre, als die deutschen Linien da wie ein Ungewitter heranbrausen, wie im Traume dreht dort einer die Kurbel des Maschinengewehrs — aber dann fliegen ein paar Arme hoch und noch

ein paar, und dann ergeben sich ganze Scharen, Züge, Kompagnien. Unsere Stürmer haben keine Zeit, sich damit zu befassen. Durch heißt die Losung, ganz durch! Wie eine unaufhaltsame Flutwelle ergießen sie sich in die russischen Stellungen, vorbei an den grauenhaften Verwüstungen unserer Beschießung, vorbei an bleichen Toten und stöhnenden Verwundeten, dem Hauptziele zu, nach Stryj!

Von oben sieht man, wie die ersten großen Trupps von Gefangenen herausgezogen werden, die man sogleich nach rückwärts in Marsch setzt. Kaum werden sie sichtbar, da erkennt auch der russische Artilleriebeobachter, was sich da vorn zugetragen hat, und richtet in blinder Wut sein Feuer auf die eigenen Kameraden. Die Schrapnells platzen, wie ein Vogelschwarm fliegt der Gefangenenhaufen auseinander, um sich dann in Deckung wieder zu sammeln und eilig zurückzugehen. Bald folgt Trupp auf Trupp, die Straße füllt sich, schon traben auch unsere Munitionskolonnen staubaufwirbelnd nach vorn. Aber auch der Divisionsstab im Bahnhaus von Koniuchow spürt jetzt die Wut der russischen Artillerie. Ringsum sprühen Erdgarben, es regnet Erde und Blei. Höchste Zeit, daß man sich von dem ungemütlichen Orte trennt und den Gefechtsstand nach vorn verlegt. Allerdings ist der Divisionsstab dadurch für einige Zeit ohne Telephonverbindung; und das Unglück will, daß auch die schon fertige Leitung nach Zawadow noch von einer verirrten Kugel erhascht wird, so daß erst wieder Störungssucher ans Werk gehen müssen. So hört man auf dem Feldherrnhügel rasch anschwellende Gefangenenziffern — eintausend, noch fünfhundert, rasch einen Schluck echten bayerischen Bieres auf das zweite Tausend! — es wird gemeldet, daß eine Batterie und mehrere Maschinengewehre erbeutet sind, daß Grabowiec überschritten ist und unsere Linien sich Stryj nähern, daß feindliche Kolonnen im Abzug

in der Richtung nach Lemberg beobachtet sind, aber man kann den Divisionsstab nicht erreichen, um ihm Befehle zu übermitteln. Denn bei der linken Nebendivision setzt der Russe mit verzweifelten Gegenstößen ein, deren drei man dort schon abschlug. Beim vierten und dem anschließenden Gegenstoß und Angriff soll Unterstützung von rechts kommen. Die Sache eilt, schon fliegt im Galopp ein Melderreiter den Hügel hinunter, auch ein Auto wird ausgesandt, den Stab zu suchen.

Das Auto kriecht den Hügel hinab und unten durch die Scharen russischer Gefangenen, die in Dolholuka gesammelt werden. Schon ist die Zahl auf über 3000 gestiegen. So viel also sehe ich, und es ist wiederum kaum einer darunter ohne Uniform oder gar mit minderwertigen Stiefeln, kaum einer, der schlecht genährt ausgesehen hätte. Im Gegenteil, es ist auch hier immer wieder ein geradezu prächtiges Menschen- und Soldatenmaterial, frische, stämmige Jungens, im besten Alter. Um Koniuchow sausen noch die heulenden Grüße des Feindes, aber ringsum weiden schon die Pferde und Kühe, arbeiten schon die Bauern auf den Feldern. Selbst den breiten Drahtverhau der russischen Stellung reißen sie schon ein, die Schützengräben werfen sie zu und pflügen schon darüber. Und kaum vier Stunden sind es, daß unser Sturm da einsetzte! Freilich die Bauern, die nach Zawadow hereinkommen und ihr Eigentum suchen, finden wenig mehr vor. Die Kühe brüllen vor den Trümmern der alten Ställe, hier ist alles Schutt und Asche, Brandgeruch und Staubdunst. Ulanen, Sanitäter, Munitionskolonnen ziehen durch, Autos fahren dazwischen, Einwohner treiben ihre Kühe vorbei, die Telegraphisten legen ihre Leitungen, das ganze einstige Dorf Zawadow ist voll von Kriegsvolk, wimmelt wie ein Ameisenhaufen. Auch in die Schule sind ein paar Granaten gefahren. Drinnen herrscht heilloser Wirrwar, Betten, Küchengerät, Geschirr, Kinderwagen, Ansichtskartenalbums, Kleider

und Wäsche, alles bildet ein schmutziggraues Knäuel, durch die leeren Fensterrahmen weht angenehm kühler Zugwind. Ein Zimmer ist flüchtig ausgekehrt, und eng beieinander auf blumig stoffüberzogenen Stühlen, in der guten Stube des Lehrers, sitzen nun die Herren des Divisionsstabs. Der liebenswürdig sorgende Verpflegungsoffizier schenkt aus einer dicken Flasche perlend belebenden Schaumwein, dazu schneidet er einem jeden aufs Brot eine dicke Scheibe Wurst. Ordonnanzen kommen und gehen im Zimmer, draußen sitzt man zwischen Schutt und Asche, und mancher schläft ganz sachte ein dabei. Der Major aber, dieser prächtige Generalstäbler, von dem man nicht weiß, was man an ihm mehr bewundern soll, die Ruhe und kurze Entschlußkraft oder den gemütlichen Humor und die lebendige Frische trotz der so geringen Stunden erquickenden Schlafes, gibt durch das eben fertige Telephon die erste Meldung zum Feldherrnhügel, der, nebenbei bemerkt, offiziell „Beobachtungsstand des Generalkommandos" heißt: „Stryj ist in unseren Händen, ob ein Straßenkampf war, kann ich noch nicht sagen, jedenfalls war er nicht wesentlich, die Artillerie ist durch und wirkt nach rückwärts, so daß nichts vom Gegner weg kam. Die Straße nach Lemberg ist gesperrt. Südlich Brigidau sind wir noch auf Feind gestoßen, dagegen sind Truppen entwickelt. Die befohlene Linie wird sodann gehalten."

Der Durchbruch ist glänzend gelungen, der Kommandierende General, Graf von Bothmer, kommt selbst vom Feldherrnhügel gefahren, um dem Führer der III. Gardedivision, General von Friedeburg, und seinen herrlichen Truppen Dank und Glückwunsch zu übermitteln. Die Gefangenenzahl steigt langsam auf über 5000 an, über 15 Geschütze und viele Maschinengewehre kommen dazu.

Jetzt ist Zeit, nach Holobutow zu wandern, das seit einigen Tagen das beliebte Ziel unserer Artillerie und namentlich

der Motormörser war. Wie sehr mit Recht das Feuer hier konzentriert wurde, sieht man erst jetzt. Schon die hübsche alte Baumallee nach Holobutow hinüber ist etwa drei Kilometer lang eine einzige Festungslinie gewesen. An die mächtigen Baumstämme lehnten die Russen ihre Bauten an, schufen sorgsam jede Erderhöhung nutzende Anlagen und deckten sie mit dickem, aus dem Boden gestochenem Grasbelag. Jeder Strauch, jede Baumgruppe ist berechnend in diese große Linie einbezogen, als Seitendeckung, als höher liegender Schutz für die vorderen Gräben. Auf jeder Anhöhe ist eine Flankensicherung gebaut, jede gefährliche Talsenkung, die ein Gegner ausnützen könnte, wird von drei, vier Seiten unter Feuer gehalten. Dazu breite Drahtverhaue, im schützenden Walde fest verankert — wahrlich, das ist eine Stellung, die ohne solche, Nerven und Moral des Feindes lähmende Kanonade und Feuerwirkung gar nicht oder nur nach blutigen Wochen zu nehmen gewesen wäre. Das ganze Dorf Holobutow ist eine große Erdfestung, und es hat für diese russische Ehre schwer büßen müssen. Trichter an Trichter liegt da, nach kurzer Wanderung hält man schon fachmännisch die Kaliber auseinander, die solche Wunden schlugen. Ehrwürdige Baumriesen sind zersplittert wie Streichhölzer, Bauernhöfe von den Granaten weggefegt wie Kartenhäuser vom Wind. All das ist eine wirre Trümmerstätte, in der Menschen nach ihrem Eigentum graben, Tiere nach Futter schnuppern Verwundete nach Hilfe stöhnen, und über die, unter sengendem Sonnenschein, der militärische Betrieb der Kolonnen und Truppenverschiebungen unbekümmert und unbeirrt seinem Ziel nach vorn zustrebt. Über Stupnica und Letynca ist der Stoß gegangen, jetzt rauchen schon die brennenden Häuser der rein deutschen Niederlassung Brigidau am Horizont!

Unser Auto, das als eines der ersten am Nachmittag in Stryj einfährt, wird von begeisterten und glücklichen Menschen umringt, die Blumensträuße werfen und „Hoch Deutschland" rufen. Am Morgen um 10 Uhr sind die Russen verschwunden. Sie haben sich nicht eben schlecht benommen, der Bevölkerung ist nichts weiter geschehen, als daß die Männer zu Schanzarbeiten im Gebirge herangezogen wurden, wobei die ungewohnte Arbeit im harten Winterklima allerdings viel Opfer forderte. Natürlich konnte man sich hier und da von solchen Leistungen freikaufen. Im übrigen bezahlten die Russen, was sie brauchten, und lebten im ganzen nicht ausschweifend. Von der Bevölkerung nahmen sie jetzt 30 Leute mit, 26 Juden, 3 Ukrainer und einen Polen, reiche Kaufleute von Einfluß und Ansehen. Ein schöneres Stadtbild hat Stryj unter der russischen Stadtverwaltung nicht bekommen, namentlich die ehemals sauberen Lattenzäune um die Hausgärten sind im Winter restlos verfeuert worden. Und wenn man zum Beispiel durch das Quartier des Stadtkommandanten von Stryj geht, die Wohnung des ehemaligen Bürgermeisters, so findet man zwar eine k. u. k. Generalstabskarte von Meran, die der Edle wohl gerade studierte und in der Eile dann zurückließ, sonst aber nichts, keinen Nagel. In dieser Beziehung sind sie gründlich, die Russen!

Die Division bezieht ihr Nachtquartier noch in Zawadow. An das Pfarrhaus anschließend stehen da noch ein paar Hütten. Um die trübe Petroleumlampe im Zimmer, das fünf Herren Nachtlager bieten soll, sitzt spät am Abend der Stab zum Nachtmahl. Es gibt frisch gebratene Kalbsleber, genannt die Schuhsohle von Zawadow, und das letzte Glas Sekt. Man ist müde, abgespannt, aber doch stolz und zufrieden mit dem Erfolg. Jemand liest die große Kanzlerrede über den Treubruch Italiens vor, und man freut sich der

stahlharten Worte der Einigkeit und Geschlossenheit der Heimat. Daneben auf dem Sofa ist schon ein Rittmeister in tiefen Schlaf gesunken, den auch unsere Unterhaltung nicht mehr zu stören vermag. Laßt ihn schnarchen! — Der Tag hatte 20 lange, ermüdende Stunden.

Der nächste Tag bringt weiteren Fortschritt und neue Erfolge. Die Gefangenenzahl der Division steigt auf über 7500, die Zahl der erbeuteten Maschinengewehre auf über 20. Nun nützen auch die Nebengruppen den Erfolg und schieben sich vor. Zur Linken wird Königsau von einer Division erreicht, und auch die nördlich von Drohobycz stehenden Bundesgenossen können sich nun dem allgemeinen Vorgehen mit besonderen taktischen Aufgaben anschließen. Zur Rechten hält und wehrt sich der Gegner verzweifelt auf einem kleinen Höhenrücken, der von Stryj nach Süden die Bahn entlang läuft. Gewehrknattern und Artilleriegefecht hält die Bewohner von Stryj noch Tag und Nacht in Atem. Tausende von verirrten Kugeln fallen in die Straßen, zudem funkt der Russe noch von den nahegelegenen Hügeln mit Schrapnells und schweren Granaten herein, die manches Opfer unter der Bevölkerung fordern. Da werden die Mienen wieder düster und angsterfüllt, die Straßen sind leer. Erst am Abend sind die rasch herangeschobenen russischen Verstärkungen nach tapferer Gegenwehr geschlagen, auch die Nachhutgefechte bei Dobrzany sind beendet, der Kampf ist über Lisiatycze vorgetragen, Stryj hört nichts mehr von seinem Lärm, als nur das Krachen der eigenen schweren Artillerie, die nach der Ferne wirkt, um den letzten Widerstand zu erschüttern.

Stryj, 2. Juni.

Kolonnen schieben sich nach vorn, mit hellem Sang und flottem Marsche zieht Truppe auf Truppe durch. Schon flattern die schwarzgelben Fahnen, auch das ukrainische Blau-

gelb und das polnische Rotweiß wagen sich heraus, und eiligst werden auch deutsche Fahnen gefertigt. Blumengrüße und Hochrufe empfangen unseren Divisionsstab, den der Bürgermeister unter dem Jubel der Menge erwartet. Im Rathause dankten Magistrat und Geistlichkeit dem Befreier, General von Friedeburg, und dann gibt es ein Festmahl. Man muß das verstehen und würdigen: Seit Mitte Januar, nach diesem Winterfeldzug, zum ersten Male wieder eine Stadt, ein Gasthaus mit weiß gedeckten Tischen, mit Blumen auf der Tafel, mit Musik. Flotte Märsche, Walzerklänge, die Wacht am Rhein. Sie ist das heilige Trutzlied der Deutschen, unwillkürlich erhebt sich alles von den Plätzen, als die wuchtigen Akkorde erklingen, die draußen vor den Fenstern stehen, nehmen die Hüte ab, und der österreichische Bezirkshauptmann leert sein Glas Vöslauer Goldeck auf das Wohl des deutschen Heeres.

Und am Abend wird es frisch bezogene Betten geben! Freilich, morgen vielleicht wieder Holzpritschen und Strohlager, aber wer denkt heut an Morgen?

Unaufhaltsam schieben sich die verbündeten Truppen derweilen zum Dnjestr vor. Der Durchbruch bei Stryj hat die Bahn freigemacht, hat die russische Linie gesprengt. Man darf auf weitere Erfolge der Tat des letzten Maitags rechnen.

5. Die Kämpfe am Dnjestr

Am Dnjestr, Mitte Juni.

Am letzten Tage des Maimonats gelang der Sturm auf Stryj, das Zentrum der russischen Feldbefestigungen südlich des Dnjestr, den wichtigen Eisenbahnknotenpunkt, dessen Besitz für die gesamten Operationen der Verbündeten in Galizien ebenso wertvoll, wie sein Verlust für die Russen schmerzlich

sein mußte. Sofort wurde der Erfolg ausgenutzt, der Feind auf den Straßen nach Lemberg und Lisiatycze verfolgt. Es war ein kühner strategischer Gedanke, die Straße nördlich des Stryjflusses entlang eine Umfassungstruppe vorzuschieben, obgleich der Feind noch zwischen dem Stryj und der Swica zahlreich in starken Stellungen sich hielt. Denn noch waren die aus der Gegend von Drohobycz vorstoßenden Truppen nicht so weit vorangekommen, um für diesen vorstoßenden Keil wenigstens eine genügende Sicherung nach der linken Flanke zu bieten. Zäh hielt sich der Russe in dem hügeligen Gelände, das von Stryj der Bahn und der Straße nach Bolechow entlang nach Süden führt. Erst als das unbeirrte Vordringen der deutschen Truppen auf der Straße Lisiatycze—Zydaczow plötzlich nach rechts umgebogen wurde, als diese Truppen den Stryj in der Gegend von Kawczykat überschritten und mit ungeheuren Marschleistungen sich überraschend nach Zurawno wandten, erkannte der Feind den Zweck dieser Bewegung und zog sich in Eile über den Dnjestr zurück. Dieser Rückzug, das muß anerkannt werden, wurde, wie nahezu alle russischen Rückzugsbewegungen, die ich zu beobachten Gelegenheit hatte, mit großem Geschick ausgeführt, fast alle Geschütze wurden mit Munition zurückgebracht. Ein paar tausend Gefangene mußten ja in unseren Händen bleiben, aber die wiegen für russische Verhältnisse weniger schwer; wesentlich für den Russen war die Rettung nahezu seines gesamten Materials.

Erst nach dem Abschluß dieses Teils der Operationen konnte man sich davon überzeugen, wie klar und zutreffend von der Führung der Durchbruch in Richtung Holobutow—Stryj als auf den relativ schwächsten Punkt der russischen Stellungen angesetzt war. Zwar boten dort Waldstrecken mit verborgenen Drahtverhauen, wohlvorbereitete Schützengräben mit allerhand Seiten- und Flankenschutz schweres Hindernis,

aber all das war noch erträglich zu nennen gegenüber den Anlagen, die sich von Stryj nach Bolechow hinzogen. Wochenlang war hier gegen einen erwarteten frontalen Durchbruchsversuch der Deutschen alles vorbereitet worden. 30 Meter hinter den mannshohen, 8 bis 10 Meter breiten, dichten Drahtverhauen waren neue Drahthindernisse angelegt, die zwar auch etwa 10 Meter breit waren, aber nur fußhoch über den grasbestandenen Erdboden hinausragten und für den Stürmenden kaum auf weitere Entfernung sichtbar sein konnten, während der Verteidiger dahinter aus seinen Schützengräben ein bequemes freies Schußfeld hatte. Es ist gar nicht auszumalen, mit welch vollkommener Ausnutzung der Geländegestaltung, mit welchem technischen Geschick der Russe hier seine unterirdische Festung ausgebaut hatte. Arbeitskräfte standen ihm ja in der Bevölkerung, willig oder gezwungenermaßen, reichlich zur Verfügung, an Zeit zur Vorbereitung fehlte es auch nicht, nachdem der unaufhaltsame Vorstoß der Armee Mackensen von Westen und Linsingen über die Karpathen es klar machten, daß um Stryj ein heißes Ringen entbrennen würde. Aber was hier vor, zwischen und hinter der Straße und Eisenbahn Stryj—Bolechow an eingedeckten Gräben mit Schießscharten, mit Unterständen gebaut worden ist, wie man alles der Bodenfärbung anpaßte durch Überdeckung mit ausgestochenem Grasbelag oder mit Tannengrün und Laubwaldzweigen, wie sich dieses System an Häuser und Dörfer angliedert und trotz des scheinbar labyrinthartigen Durcheinanders Sinn, Ordnung und Zusammenhang besaß — das kann nur volle Bewunderung finden, darin ist der Russe unübertreffbarer Meister. Wäre diese Stellung nicht nach geschickt verhüllter und dann plötzlich überraschend einsetzender gewaltiger Artillerievorbereitung bei Holobutow—Stryj durchbrochen und dann durch den kühnen Umgehungsstoß von der Seite auf-

gerollt worden, so hätte sie wochenlange blutige Kämpfe gekostet. Gute Aufklärung, kühne, aber zielsichere Führung und eine an Tapferkeit und Marschleistung unübertreffliche Truppe vereint schufen hier den raschen und schönen Erfolg.

Am 5. Juni erreichten die Truppen bei Zurawno den Dnjestr. Die Russen hatten mit dem Vorstoß in dieser Richtung wohl weniger gerechnet, von Stryj aus hätte ein Vorbrechen in Richtung auf Lemberg, das sie anscheinend erwarteten, bei Zydaczow und dann nördlich des Dnjestr, namentlich in Mikolajow, auf dem ganzen hügeligen Gelände wiederum feste und starke Stellungen angetroffen. Immerhin war auch in Zurawno alles vorbereitet, insbesondere im Park eines Schlosses, das sich steil über dem Flusse und auch die Stadt beherrschend erhebt, lagen mehrere Schützengräben in geschickt verdeckter Anlehnung an die alten Parkbäume. Aber alles ging so rasch, daß die Russen zur Ausnutzung dieser Anlagen gar nicht erst kamen. An der Stelle der alten Dnjestrbrücke, die die Österreicher bei ihrem Rückzug hinter sich verbrannt hatten, war von den Russen zunächst eine Schiffbrücke und dann dicht daneben eine zweite feste Holzbrücke erbaut worden. Die Vorbereitungen zur Zerstörung schienen getroffen, die Ufer waren mit einer schwarzen teer- oder pechartigen Flüssigkeit bestrichen, die auch noch tagelang nachher flußabwärts schwamm und zum Anzünden der Brücke bestimmt sein sollte. Aber dieser Plan mißlang, nur zwei der Pontons konnten noch gesprengt werden, auch das starke Artilleriefeuer von den jenseitigen Höhen, mit dem die Brücken belegt wurden, richtete nur leichten, von unseren und den bundesbrüderlichen Pionieren rasch behobenen Schaden an. Noch in der Nacht drangen die Truppen über den Fluß.

Am Morgen gab es in einem kleinen Dörfchen vor Zurawno fesselnde Bilder. Zwei Divisionsstäbe hatten in einem



Russische Stellungen am Dnjestr



Kosakentypen. Gefangene am Dnjestr



Vorrücken über den Dnjestr. Im Vordergrund werden tote Russen bestattet



Auf den Brücken über den Dnjestr bei Zurawno

kleinen Bauernhause ihren Gefechtsstand, hinter den Hecken des stillen Friedhofs mit den noch frischen Gräbern standen die Scherenfernrohre. Auch der Korpsstab fand sich da ein, und am Nachmittag erschien der Oberbefehlshaber mit seinem Generalstabschef. Schweres Artilleriefeuer der Russen lag noch immer auf Brücken und Stadt Zurawno, während unsere Artillerie unaufhörlich die jenseitigen Höhen und Waldhänge des Flusses mit Schrapnells bestreute, um den Angriff vorzubereiten. In der Gegend von Holeszow war es in flacherem Gelände schon in der Nacht gelungen, kräftig vorzustoßen. Unaufhörlich zersprangen mit Feuerblitzen die weißen Wölkchen über den Baumwipfeln, schossen die mächtigen Rauch- und Erdsäulen der schweren Geschosse in Zurawno und um die Brücke herum auf. Juden flüchteten mit ihren Angehörigen und ihren ärmlichen Habseligkeiten auf elenden Wägelchen aus der Stadt und flehten im Vorbeikommen des Himmels und Gottes Segen auf Offiziere und Mannschaften herab, damit nur ja die „Schweine", die Russen, nicht wiederkämen. Bauern trieben jammernd ihr Vieh zurück in Sicherheit, während unaufhörlich Reiter nach vorn sprengten und Munitionskolonnen und Feldküchen über die beschossene Straße weg den Truppen nacheilten. Feldgrau mengte sich mit bunter ungarischer Husarenuniform, und gar oft sah man auch das in diesem Falle erfreuliche Braun russischer Uniformen bei den Gefangenentrupps, die zurückgebracht wurden. Deutlich war dann durch das Glas zu erkennen, wie die stürmenden Truppen sich vorarbeiteten, immer weiter zurück platzten die Schrapnells, am Nachmittag waren die Dnjestrhöhen erobert, der Feind in vollem, allerdings wohlgeordnetem Rückzug. Gerade kam eine österreichische Regimentskapelle vorbeimarschiert, und zwischen Telephongesprächen und Befehlsausgabe, während man drüben Tote beerdigte und Verwundete zum Abtransport auf stroh-

beladene Bauernwagen bettete, spielte sie ein einziges Stück: feierlich ernst, wuchtig und siegeszuversichtlich klang „Die Wacht am Rhein" zu den Ufern des Dnjestr hinüber.

Es braust ein Ruf wie Donnerhall!

Das Artilleriefeuer der Russen verstummte allmählich, sie brachten anscheinend ihre schwere Artillerie in Sicherheit, unsere Kolonnen drängten in langer Kette unübersehbar, endlos die Straße füllend nach vorn. In schlankem Trabe schob sich am Abend auf prächtigen Pferden eine k. k. Kavalleriedivision dazwischen, und die Bronzerohre ihrer Geschütze blinkten und blitzten im Schein der untergehenden Sonne. Auf den Wiesen ringsumher flackerten Lagerfeuer auf, Musik und Gesang klangen aus den Biwaks in die linde, milde Juninacht. Man träumte so schön im grünen Klee, während der Nachtwind leise die wogenden Kornfelder schüttelte. — —

Der nächste Tag brachte einen wundervollen allgemeinen Vormarsch über das von den Russen schändlich ausgeraubte und geplünderte Städtchen Zurawno und die beiden Dnjestrbrücken weg, die waldigen Hänge jenseits hinan. Allerdings brannte eine unbarmherzige Sonne vom wolkenlosen Himmel, Menschen, Tiere, Felder und Wälder waren wie mit einer grauen Staubdecke überzogen, an den Wegen und in den Stellungen lagen noch unbeerdigt zahlreiche russische Leichen, Opfer des gewaltigen Artilleriefeuers. Wiederum konnte man die Geschicklichkeit der Russen in der Anlage ihrer Gräben bewundern, wiederum erkennen, wie gut es war, daß die Führung den Angriff zunächst mehr aus der Richtung Holeszow in flacherem, leichterem Gelände angesetzt und erst dann die 100 Meter hohen steilen Dnjestrhöhen gegenüber Zurawno emporgetragen hatte. Von den Dnjestrhöhen aus hatte man einen guten Überblick über das ganze Gefechtsgebiet, übersah man die Rückzugsstraße der Russen, die von hastenden Kolonnen

übersät war. Graben auf Graben wurde unter Artilleriefeuer genommen und gestürmt, immer wieder protzte die Artillerie ab und donnerte zur Verfolgung nach vorn, über die Höhe weg nach den Tälern und wieder bergan. Ganz deutlich erkannte man durch das Glas, wie unsere Infanterie vorging und die Russen scharenweise aus ihren Gräben liefen und die Hände hochhielten, da ihnen das Artilleriefeuer den Rückzug versperrte. Unaufhaltsam drangen trotz Hitze, Staub und quälendem Durste die Truppen nach vorn, der Eisenbahndamm der Lemberg—Chodorow—Halicz—Stanislauer Bahn wurde nach heftiger Gegenwehr genommen, ebenso die Höhenrücken darüber hinaus. Schon standen die Vortruppen vor Hrehorow, und es hatte den Anschein, als ob sie den Russen keine Zeit zur Besinnung lassen und über den ganzen Zwischenraum weg siegreich bis zur Straße nach Rohatyn vordringen könnten. Das Ziel schien gewaltig. Damit wäre auch die zweite Eisenbahnverbindung der Russen von Lemberg über Chodorow—Rohatyn—Halicz nach Stanislau und vor allem die große Kolonnenstraße zwischen den beiden Zentren der russischen Armeen in unserem Besitze gewesen, ein starker Keil wäre zwischen die in Galizien und in der Bukowina operierenden feindlichen Armeen getrieben worden.

Aber der Gegner hatte frühzeitig die ihm drohende Gefahr erkannt und von Warschau her neue, frische Armeekorps herangebracht, die in Chodorow ausgeladen worden waren. Am Abend dieses Tages drängten diese neuen Massen die österreichischen Truppen in der Gegend von Holeszow, also in der linken Flanke des vorgeschobenen Keils, zurück und schoben sich in der Richtung nach dem Brückenkopf von Zurawno vor. Das zwang schon am nächsten Morgen die Führung, die lange Linie des Halbrundes um den Brückenübergang zu verkürzen, die Truppen von dem Eisenbahndamm Chodorow—Halicz zurückzunehmen bis auf Lukowiec, und zur Vorsorge den Train

und die Kolonnen hinter den Dnjestr zurückzuschieben. So begeistert stürmisch der Vormarsch gewesen war, so pünktlich, in vollster Ordnung vollzogen sich diese befohlenen Rückzugsbewegungen, obgleich sie der Gegner durch starke, in der Nacht herangezogene und morgens überraschend eingesetzte Artillerie zu stören suchte. Die Verluste an Toten waren verschwindend, kaum ein Verwundeter blieb in des Feindes Hand, die Zahl der Vermißten erreichte nicht einmal 150 Mann bei der ganzen hier vorgestoßenen deutschen III. Gardedivision! Die Verluste des Gegners dagegen bei seinen im wohlgerichteten Feuer unserer Artillerie stets zusammenbrechenden Angriffen waren außerordentlich stark. Die wahre Absicht der Russen erkannte man ganz klar, als pünktlich zur gleichen Zeit wie am Tage vorher, abends um 6 Uhr, wiederum ein russischer Flieger die Brücke von Zurawno mit zwei Bomben zu zerstören versuchte, ohne jedoch einen Erfolg zu erzielen. Immerhin wurde während der Nacht alles Entbehrliche und Überflüssige an Kolonnen über den Fluß zurückgebracht und so die Straße für alle Fälle freigehalten. Am Abend griff der Russe mit überlegenen Kräften auch in der rechten Flanke die schwache Kavalleriedivision an und durchbrach ihre Reihen, so daß er nun auch von rechts her sich dem Brückenübergang nähern konnte. Er fühlte sich so stark und sicher, daß er auch über Zydaczow starke Truppen vorführte, denen Kosakenregimenter vorausritten, um über die Straße von Ruda nach Stryj selbst vorzufühlen und so vielleicht in überraschend schnellem und schneidigem Vorgehen den wichtigen Eisenbahnknotenpunkt wieder zu nehmen und die ganzen jenseits von Stryj stehenden Truppen von ihrer Eisenbahnbasis Munkacs—Skole—Stryj abzudrängen.

Am Morgen des 9. Juni ahnte man diese Dinge noch mehr, als man sie bestimmt wußte. Tatsache war nur, daß der Feind in der Front aus der Richtung Hrehorow mit starker

Artillerieunterstützung angriff und daß er von rechts und links her andrängte. Das war nicht weiter beunruhigend, er gewann den deutschen Truppen nicht einen Meter Boden ab, im Gegenteil, schwere und leichte Artillerie fügten ihm schwere Verluste zu, während die Abgänge unserer Truppen gar nicht erwähnenswert waren. Immer noch bestand die leise Hoffnung, daß man einen, wenn auch etwas verkleinerten Brückenkopf, einen Halbkreis um die Brücken von Zurawno, würde halten können. Mit einer vollendeten Ruhe, mit Mienen, in denen nicht ein Zucken Erregung verriet, standen der General und sein Generalstabsoffizier vor dem Scherenfernrohr und dem Telephon in einem kleinen freundlichen Gärtchen auf der Höhe, unbekümmert um die feindlichen Geschosse, die ringsum einschlugen. Aber die Nachrichten wurden immer bedrohlicher, der Feind kam immer näher heran, man konnte schon seine Infanterie an den Flanken erkennen und das Gewehrknattern hören. Wiederum legten zwei feindliche Flieger pünktlich um die sechste Abendstunde ihre „Eier" über der Brücke von Zurawno ab, wiederum ohne Erfolg, allerdings entkamen auch diesmal die kühnen Piloten unbeschädigt den zahlreichen Schrapnells und dem noch zahlreicheren Geknatter der Kolonnengewehre.

Spät am Abend kam die Meldung, daß die Sicherungstruppen für Stryj, die jenseits des Stryjflusses standen, vor einem überlegenen feindlichen Angriff zurückgingen, und daß das Armeeoberkommando, um eine etwaige Umfassung der jenseits des Dnjestr stehenden Truppen zu vermeiden, die Räumung des Brückenkopfes anordne. Pünktlich, als ob es sich um eine Friedensübung handle, wurde schweren Herzens der Rückzugsbefehl befolgt. Die schwere und die leichte Artillerie zogen vor der Infanterie zurück, nicht einen Moment war die Ordnung gestört, der Russe merkte von den ganzen Bewegungen so wenig, daß er kaum nachdrückte. Nicht einmal die wahre

Ausstellungssammlung von Eßbestecken des Divisionsstabs blieb in Feindeshand, und selbst die schon verloren geglaubte und tief betrauerte Kaffeekanne fand sich später wieder ein. Nicht ein Pferd und, ganz selbstverständlich, nicht ein Geschütz ging verloren. Vielleicht 50 Tote und Verwundete und noch nicht 100 Vermißte betrug der Gesamtverlust der Division an diesem Tage.

Nachts, kurz nach 2 Uhr, gingen die letzten Truppen über den Fluß, und beim Morgengrauen schlug eine mächtige Lohe gen Himmel, die den Russen erst anzeigte, daß ihnen der so sicher erhoffte Fang mißglückt war. Die Brücken von Zurawno gingen in Flammen auf. Voll Wut beschossen die Russen das arme, vollkommen leere Städtchen Zurawno, in dem nicht ein Mann von uns stand, erhielten aber selbst so gutgezieltes Artilleriefeuer von uns, daß nicht ein Russe es zunächst wagen konnte, von den Dnjestrhöhen zum Fluß herunterzukommen. Noch in der Nacht vollzogen die Truppen eine Frontschwenkung. Freilich mußte Zurawno für kurze Zeit den seitwärts heranstoßenden Russen ausgeliefert werden, aber wenige Tage später waren die Russen in der Stryjebene gegen Zydaczow und den Dnjestr zurückgeworfen. Sie hatten wohl mit ihrer ungeheuren Übermacht an frischen Truppen unsern Plan eines Vorstoßes über den Dnjestr vereiteln können, ihr eigener Vorstoß aber mit dem Ziele Stryj und der Durchbrechung unserer gesamten Front war vollkommen gescheitert.

Führer wie Truppen sind nach der Einnahme von Stryj und dem Vordrängen zum Dnjestr kaum für Stunden zur Ruhe gekommen. Eine geradezu tropische Gluthitze bei Tage und dauernde Bereitschaft bei Nacht stellten ungeheure Anforderungen an den Geist und die körperliche Leistungsfähigkeit. Heldenhaftes, Übermenschliches ist hier vollbracht worden. Die Truppe, die solches geleistet hat, darf sich mit Stolz unüberwindlich nennen.

IV. Jenseits des Dnjestr

An der Gnila-Lipa, Anfang Juli.

Als der Durchbruch bei Stryj gelungen war und die preußischen Gardetruppen in ihrem raschen Siegeslaufe den Dnjestrfluß bei Zurawno überschritten hatten, erkannte die russische Führung ganz richtig, daß ein Durchstoßen der russischen Front in Richtung Rohatyn einen gewaltigen Keil in die russische Linie treiben mußte, so daß eine Trennung der im Raume von Lemberg und der im Südosten Galiziens kämpfenden russischen Streitkräfte hätte eintreten können, die den geordneten Rückzug aus Galizien zur regellosen, verhängnisvollen Flucht gestalten mußte. Aus Warschau und Lemberg herangeholte und in Chodorow ausgeladene Truppen holten deshalb mit starker Artillerieunterstützung zu einem wuchtigen Gegenstoß aus, der den Rückzug der verbündeten Truppen hinter den Dnjestr bei Zurawno zur Folge hatte. Die russische Absicht ging freilich weiter: es war ein kühner Vorstoß gegen Stryj geplant, der die deutsche Südarmee von ihrem Bahn- und Verpflegungszentrum bis an den Rand der Karpathen hätte abdrängen müssen. Ein Gelingen dieses russischen Vorstoßes hätte Lemberg entlastet und den Russen zum mindesten auf lange Zeit den weiteren Besitz der östlichen Hälfte Galiziens gestattet. Die Armee Linsingen mußte deshalb zunächst auf alle Offensivpläne jenseits des Dnjestr verzichten, um Stryj zu schützen und das westliche Flußufer halten zu können. Inzwischen mußten die Armeen Mackensen und Boehm-Ermolli

ihren Siegeszug gegen Lemberg ohne die mit dem Zurawno-Rohatyn-Stoß geplante Unterstützung der Südarmee fortsetzen, hatten aber immerhin die Erleichterung, daß der Russe zu seinen Stryjplänen mindestens zwei Armeekorps von Lemberg abzog und in der Gegend Chodorow—Zydaczow einsetzte. Es war nicht leicht, mit den verhältnismäßig schwachen Kräften, über die die Südarmee damals auf einer lang ausgedehnten Front verfügte, den Ansturm der ausgeruhten russischen Massen auszuhalten. Die Truppen der Südarmee waren zudem durch die gewaltigen Angriffe bei Stryj, durch die hartnäckige Verfolgung, den raschen Übergang über den Dnjestr — alles in den regenlosen Gluttagen der Junihitze und in dem ungewohnten, erschlaffenden, feuchten Klima der sumpfigen Niederungen — erschöpft genug, so daß die harten Ansprüche an die Marschleistungen der Truppen zum Zwecke der notwendig gewordenen Umgruppierung nur eben noch befriedigt werden konnten. Die von Norden nach Süden gerichtete und auf nordöstliche Angriffsrichtung eingestellte Front mußte für eine Weile mehr westöstlich mit der Angriffsrichtung nach Norden geändert werden. Der Russe stand nördlich von Lisiatycze ungefähr über Ruda nach Zurawno, nachdem es ihm für kurze Tage gelungen war, auch dieses wichtige kleine Dnjestrstädtchen zu besetzen. Er wehrte sich verzweifelt, als die Südarmee sich anschickte, ihn auch hier wieder über den Fluß zurückzuwerfen, und er versuchte wieder und immer wieder sein Heil in tapferen Gegenangriffen, ohne daß ihm kleine Teilerfolge dauernden Nutzen hätten bringen können. Schließlich wurde er im wesentlichen auf den kleinen Raum um Zydaczow zusammengedrängt. Das war, in großen Umrissen, die Kampftätigkeit ungefähr vom 10. bis zum 22. Juni.

Am 22. Juni abends kam die frohe Kunde vom Falle Lembergs. Während mein Divisionsstab noch in Lowczyce,

in dem leidlich erhaltenen Schloß eines Grafen Starzenski, eines Schwagers des österreichischen Ministers des Auswärtigen Goluchowski, beim Abendessen saß und eben von Landkindern gebrachte frische Walderdbeeren aß und gerade den Versuch machte, sich in dem von der Intendantur gelieferten ungarischen „Panje"-Wein zurechtzufinden, da rückte schon unter den Klängen des Preußenmarsches Regimentsmusik an, und das Kaiserhoch und vaterländische Lieder brausten durch den stillen Schloßpark. Und aus den Schützengräben donnerten mächtige Hurrarufe den Russen die Kunde von Lembergs Fall hinüber.

Inzwischen war über die Karpathen für die deutsche Südarmee neue Unterstützung gegen die russische Übermacht gekommen und in Eilmärschen von Stryj an den Dnjestr zwischen Zurawno und Halicz herangebracht worden. Es waren erst Teile des neuen Korps Kosch am Morgen des 23. Juni am Flusse versammelt, um im Morgengrauen den auf der ganzen Flußlinie angesetzten Angriff nach kräftiger Artillerievorbereitung mitzumachen. Aber gerade dieser Tag war feucht und nebelig, und vor Mittag war es gar nicht möglich, artilleristisch mit auch nur einigermaßen sicherer Beobachtung zu wirken. Im Norden gelang es nur ganz kleinen Verbänden, über den Fluß zu kommen. Zydaczow wurde erstürmt, und der Feind brannte hinter sich die große Holzbrücke ab. Aber ein Bataillon konnte doch, splitternackt und bis zu den Schultern im Wasser, die Kleider, Gewehre und Munition in den hocherhobenen Händen tragend, eine Furt durchwaten und drüben einen kleinen Brückenkopf herrichten und schützen. Und bei Ewitowa gelang es der Division Reiser des neuen Korps, in breiter Front trotz der mangelnden Artillerievorbereitung über den Fluß zu kommen. Das war allerdings mit den denkbar größten Schwierigkeiten verknüpft. Der Dnjestr ist gerade dort breit und sumpfig, er

fließt in zahlreichen Windungen, im Hauptfluß mit rascher Strömung, und daneben noch mit vielen alten stehenden Flußläufen. Durch diese wateten die Leute, während drüben am überhöhten Ufer der Feind saß und auf ihr Erscheinen in sicheren, gut vorbereiteten Unterständen wartete. Als die Mannschaften das jenseitige Ufer erreichten, erwies es sich als unmöglich, im feindlichen Maschinengewehrfeuer am hellen Tage die Böschung hinanzuklettern. Die Leute konnten aber auch nicht wieder zurück oder wollten es nicht und standen so von früh bis spät bis zur Brust im Wasser. Hier und da hoben zwei oder drei einen Kameraden in die Höhe, damit er rasch einmal drüber wegsehen könne und auch ein paar Schüsse dem Feind in die Schießscharten setze. Wurde einer aber vom feindlichen Geschoß getroffen, so riß ihn erbarmungslos die Strömung mit weg, ohne daß man ihm im rasenden Geknatter der russischen Maschinengewehre hätte zu Hilfe kommen können. Trotz alledem wagten die Russen keinen Angriff, und in der Abenddämmerung kam auch diese Truppe nach heldenmütigem Ausharren auf festen Boden. Immer mehr Abteilungen konnten auf der ganzen Strecke folgen, Kriegsbrücken wurden geschlagen, Artillerie herübergezogen. Nur gegenüber Zurawno stockte der Vormarsch etwas. Da war die Truppe wohl über den Dnjestr gekommen, aber jene hundert Meter hohen Hänge mit ihren terrassenförmig am Straßenrand und im Wald übereinander eingebauten Befestigungen, die man beim ersten schnellen Vorstoß über Zurawno überraschend hatte nehmen können, die waren nun stark besetzt und neu ausgebaut und boten ernstes Hindernis. Erst als es nördlich gelang, Chodorow und den Lugabschnitt fest in die Hand zu bekommen, und als es den bei Cwitowa über den Fluß gegangenen Truppen möglich wurde, sich vorzuarbeiten und in kühnem Ansturm den Eisenbahnpunkt Bukaczowce zu nehmen, da bestand für den Russen

die Gefahr, umklammert zu werden, und er zog sich unter starken und hartnäckigen Nachhutgefechten aus diesem durch die Eisenbahnlinie von Chodorow nach Halicz bestimmten Abschnitt zurück. Er räumte verhältnismäßig leicht auch den dahinterliegenden Swirzabschnitt, um sich dann an dem Gnila-Lipa-Abschnitt wieder zu ernstem Kampfe zu stellen.

Das Gelände, in dem die deutsche Südarmee diese Kämpfe bis in die ersten Tage des Juli zu bestehen hatte, war denkbar schwierig, für einen in der Verteidigung so erfahrenen und geübten Gegner, wie den Russen, prachtvoll geeignet, für den Angreifer aber ebenso undankbar. Die Ebene hinter Stryj wird jenseits des Dnjestr abgelöst von einem hügeligen, waldigen Gelände, dessen Erhebungen zumeist nicht mehr als etwa 50 bis 100 Meter über die allgemeine Höhe von 250 Meter herausragen, aber die Gestaltung des Kampffeldes außerordentlich unübersichtlich machen. Von Norden nach Süden, also für die in östlicher Richtung zurückweichenden Russen geradezu ideal bequem, fließen dem Dnjestr ein paar Nebenflüsse zu, die nicht gerade überwältigend sind, aber zumeist mit ihrer starken Strömung und einer Breite von 6 bis 8 Metern ganz ordentliche Hindernisse abgeben. Dazu fließen diese Bäche, wie der Lug bei Bortniki und Chodorow, der Swirz bei Bukaczowce und Knihinice, durch ein langes Seengebiet mit sumpfigen Niederungen, die für den Angreifer schwer im feindlichen Feuer zu überschreiten sind. Der Russe aber scheint, je weiter nach vorn ich das in Galizien zu beobachten Gelegenheit hatte, immer mehr Geschicklichkeit in der Auswahl seiner Verteidigungsstellungen zu entwickeln, immer noch raffinierter in ihrer Anlage zu werden. Was ihn wohl aus allen diesen Abschnitten der Reihe nach vertrieb, das war seine Unterlegenheit oder besser sein Mangel an genügend starker Artillerie und seine Furcht vor Geschütz-

verlusten, die ihn oft zur vorzeitigen Zurücknahme seiner Batterien veranlaßte; es war im Gegensatz dazu die außerordentliche Treffsicherheit unserer Artillerie, deren geschickte Zusammenziehung an bestimmte Punkte eine wirksame Sturmvorbereitung ermöglichte. Und es war schließlich der unwiderstehliche Vorwärtsdrang in der Infanterie, ein Angriffsgeist, dem weder Hitze noch Entbehrungen, weder Geländeschwierigkeiten noch Verluste etwas anzuhaben vermochten.

Ganz Außergewöhnliches leisteten in all diesen Punkten die Truppen des erwähnten neuen Korps, landsmannschaftlich bunt gemischte Verbände, Ostpreußen, Westpreußen, Württemberger, Thüringer, Hessen und so fort, aber alle beseelt von einem Geiste, einem Willen. Der Gnila-Lipa-Abschnitt ist ein breites Tal, in dem das Flüßchen neben der großen Heerstraße von Lemberg über Przemyslany, Firlejow, Rohatyn, Bursztyn nach Halicz dem Dnjestr zuströmt; jenseits steigen die Höhen ziemlich steil und unvermittelt an. Ein Gegner, der sich an diesen Hängen eingrub, hatte das freieste, beste Schußfeld, das man sich nur denken kann. Der Abschnitt ungefähr von Rohatyn bis Bursztyn fiel dem Korps zum Angriff zu. Die Truppen arbeiteten sich im Sturm vor, sie kamen auch über den Fluß und gruben sich im wässrigen Sumpfgelände in Deckung ein. Langsam und dem Gegner kaum merkbar, schoß sich am letzten Junitage die gesamte Korpsartillerie ein auf eine schmale Stelle der Höhen bei Obelnica, wo man unter dem Schutze des Dorfes und waldiger Stellen emporkommen zu können hoffte. Des Abends um $^1/_2$6 Uhr legte dann unvermittelt die ganze Artilleriehölle los, was nur die Rohre hergeben konnten, und pünktlich um 6 Uhr trat die hier eingesetzte Division Reiser zum Sturm an. Wie mit einem Zauberschlage verlegte da die Artillerie ihr unvermindert starkes Feuer ein paar hundert Meter nach rückwärts, so daß den Russen der Rückzug abgeschnitten war.

Vom Beobachtungshügel des Korpsstabes aus sah man, wie die Russen aus ihren Gräben herausliefen und sich ergaben. Wo sich noch ein leichtes Zögern bemerkbar machte, wo es da hin und her kribbelte wie in einem Ameisenhaufen, da halfen ein paar geschickt gesetzte Schrapnells rasch nach. Als die Division zur Linken den Erfolg ihrer Nebendivision beobachtete, brach sie ohne jede Artillerievorbereitung vor ihrer Front gleichfalls los, nützte die beim Feind entstandene Verwirrung aus und kam gleichfalls die Hänge hinauf. Doch auch die russische Führung war nicht untätig. Die Wälder boten auch für ihre Absichten guten Schutz, und so führte sie am nächsten Morgen über Junaszkow starke Bataillone zum Gegenstoß an die Durchbruchstelle bei Obelnica. Bis auf 50 Meter kamen die Russen heran, dann mähte sie das Feuer aus unseren Gräben nieder. Aber immer wieder rannten diese tapferen Gegner an, an vielen Orten kam es zum erbitterten Nahkampf, und es waren heiße Stunden, bis der Gegenangriff am 1. Juli abgeschlagen war. Diese tapfere Berennung der feindlichen Verteidigungslinie eröffnete auch für die nördlich stehenden Truppen den Zugang zu diesem so stark ausgebauten Abschnitt des Gegners, der nun aus Furcht, in der Flanke gepackt zu werden, die ganze Stellung räumen mußte.

Am folgenden Tage besuchte ich diese größtenteils noch unaufgeräumten Schlachtfelder, wo die Toten noch lagen, wie sie die Kugel beim Aufspringen niederstreckte, wie sie der blanke Stahl im Nahgefecht durchbohrte. Mitten in den Kornfeldern hatte sich stellenweise der Kampf abgespielt, wo die hohen Ähren jetzt so gute Deckung bieten. In den zerstampften Fluren ist viel edles Blut geflossen, Freund und Feind haben sich mit verbissener Zähigkeit und Ausdauer geschlagen. Jammerbilder boten sich dem Auge, wenn man durch die Ortschaften kam, die im Kampfgebiet lagen. Gewiß, unser eigenes Artillerie-

feuer hat hier schwere Wunden geschlagen. Die Hänge sind wie die Siebe durchlöchert von den Einschlägen der schweren und leichten Granaten, und ebenso wie die Menschen, die zu fliehen versuchten, sind die Haustiere, sind Kühe, Schweine, Ziegen von den Schrapnells erreicht, von Granatsplittern zerrissen worden. Gar manches Haus fing Feuer und brannte nieder. Das sind die harten Notwendigkeiten des Kriegführens. Aber man findet nicht Worte, die scharf genug sind, die schändliche Zerstörungswut der russischen Soldateska zu geißeln. Wo der Russe flieht, findet er noch immer das Streichholz, um den Brandbuben zu spielen. Ich war jetzt in dem armen Zurawno, das bei unserem ersten Durchzug und Rückzug Anfang Juni zwar völlig ausgeraubt war, aber dessen Häuser doch noch standen. Jetzt ragen nur noch verbrannte Schornsteine aus einem wüsten Trümmerhaufen. Vielleicht 50 Juden traf ich dort von einer Bevölkerung von mehreren tausend Menschen noch an! Rohatyn, Bukaczowce haben aufgehört zu bestehen, Chodorow, Bolszowce und vielen andern Städten und Dörfern ist es nicht besser ergangen. Das ist die barbarische Rache eines unterlegenen Feindes, und sie ist um so scheußlicher, als sie nicht dem etwa in der Schlacht vertierten und verrohten Soldaten zur Last fällt, sondern der Führung. Viele Leute haben erzählt, daß sie um Schonung ihres Eigentums baten und daß man ihnen achselzuckend erwiderte, es sei strenger Befehl, beim Rückzug alles zu zerstören. Gar manchem hat man auch achselzuckend gesagt, er sei besonders als germanophil bekannt und könne sich deshalb nicht beschweren. Namentlich die zahlreiche, früher anscheinend ganz wohlhabende Judenbevölkerung hat fast durchweg alles verloren.

Der Russe hat sich mit anerkennenswerter Tapferkeit — und dieses unumwundene, ehrliche Anerkennen vergrößert nur den Ruhm der deutschen Südarmee, die in diesem schwierigen

Gelände solchen Gegners Herr wurde — langsam zurückgezogen und hat eine Durchbrechung seiner Gesamtlinien in Galizien bisher durch rechtzeitigen Rückzug vermieden. Einige tausend Gefangene verschmerzt der Menschenherd Rußland, vielleicht schon weniger die verlorenen Geschütze, die paar Dutzend Maschinengewehre und die Tausende von Gewehren. Nun toben die Kämpfe im Narajowka-Abschnitt. Aber gar zu viel solcher Abschnitte sind es nicht mehr bis zur galizischen Grenze!

* * *

Aus dem Narajowka-Abschnitt wurde der Russe gar bald vertrieben und zum Rückzug bis zum Zlota-Lipa-Abschnitt gezwungen, wo ihm zahlreiche langgestreckte Seen und jenseits derselben überragende Uferhänge die Festsetzung und das Standhalten erleichterten. Zu einem Gegenangriff seinerseits war er um diese Zeit nicht mehr fähig. Man konnte also ruhig dazu übergehen, nun an dieser Stelle der galizischen Kämpfe zu einer gewissen Ruhe zu kommen, um dafür an anderen Punkten energischer vordrücken zu können. Die deutsche Südarmee erfuhr in dieser Zeit eine durchgreifende Umgestaltung. Ihre Linien wurden dünner, man nahm ihr Truppen weg, um sie über Lemberg nach Norden zu werfen, und die Zurückbleibenden mußten ihre Tapferkeit verdoppeln, um die Russen über diese Tatsache im unklaren zu lassen. Aber auch die nunmehr rein defensive Aufgabe der Südarmee wurde mit Schneid und alter Zuversicht gelöst. Der Ruhm der deutschen Südarmee, die wohl in den Karpathen den allerschwierigsten Kriegsschauplatz von allen deutschen Armeen hatte, und die auch an der Räumung Galiziens ihren ganz hervorragenden Anteil hatte, wurde weiter gemehrt. Die langen Wochen voll Arbeit und Entbehrung bei dieser Südarmee waren Tage schönsten Erlebens und tiefinnerster Befriedigung über den unbeirrbaren Geist und die sieggekrönte Tapferkeit unserer deutschen Truppen.


Princeton University Library
32101 062082571

